3 1761 07376760 0

Curiositaten

PT
1338
C8
Bd.1

Bibliothek
des
Frohsinns

VII^te Section.

Curiositäten.

Erstes Bändchen.

Stuttgart 1837.
Franz Heinrich Köhler.

Bibliothek
des
Frohsinns,
oder
10,000
Anekdoten, Witz- und Wortspiele, Travestieen und Parodieen, Epigramme, Räthsel, humoristische Aufsätze und Curiosa aller Art,

in Prosa und Versen,

redigirt von

Prof. Dr. J. M. Braun.

VIIte Section.

Erstes Bändchen.

Stuttgart 1836.
Franz Heinrich Köhler.

Curiositäten.

Gallerie

auffallender Erscheinungen

aus dem Gebiete

der

Natur und Kunst.

Erstes Bändchen.

Stuttgart 1836.
Franz Heinrich Köhler.

PT
1338
C8
Bd. 1

Inhalts-Verzeichniss.

I. Merkwürdige Menschen.

Nro.		Seite
1	Colas der Fisch	1
2	Das gelehrte Kind	3
3	Der Mann ohne Arme	4
4—7	Menschen von außerordentlichem Gedächtniß	5
8	Der Stachelschweinmensch	8
9	Thomas Fuller	9
10	Wildam der Bienenzähmer	11
11	Saunderson der blinde Mathematiker	11
12	Unterdrücktes Gefühl	13
13	Paul Mocchia	15
14—18	Bebe und Browslavsky, zwei kleine Menschen	16
19	Verfeinerter Geruch	19
20	Eduard Bright	20
21	Unnatürliche Freßsucht	21
22	Heinrich Jenkins	22
23	Ungewöhnliche Stärke	23

Nro.		Seite
24	Der blinde Kartenspieler	23
25—30	Der Geizhals John Elwes	24
31	Freßer und Säufer	27
32	Eine Frau ohne Arme	27
33	Die bärtige Jungfrau	28
34—36	Große Bärte	29
37—39	Der Taschenspieler Peladine	31
40—48	Nachrichten von merkwürdigen Zwergen	33
49—52	Zerah Colburn, das Zahlen-Genie	38
53—57	Meerweiber	42
58	Donna Pedegache, die Wunderseherin	44
59	Die gehörnte Frau	45
60—63	Außerordentliche Leibesstärke	46
64—68	Der wunderbare Crichton	47
69—71	Geschicklichkeiten eines blinden Frauenzimmers	51
72	Madam Desfoix und Miß Abington	54
73	Die weißen Neger	56
74—75	Doppelte Menschen	57
76	Huzapoli	59
77—78	Merkwürdige Blinde	60
79—85	Riesenmäßige Kinder	63
86	Geschickte Taucher	67
87—88	Steinfresser	67
89—90	Schlangenbeschwörer	69
91	Stärke Gottfrieds von Bouillon	71

Nro.		Seite
92	Hohes Alter	72
93—97	Außerordentliche Kunstfertigkeit	73
98	Ein Blinder als Wegweiser	75
99	Ein blinder Künstler	76
100—101	Große Fruchtbarkeit	76
102	Starkes Gedächtniß	77
103—104	Starke Fußgeher	77
105—111	Sonderbare Wetten	82
112	Der blinde Orgelbauer	84
113—114	Trenks künstliche Becher	84
115	Der Kopfrechner Gramberg	87

II. Curiosa aus der Thierwelt.

116—118	Der Phönix	88
119—122	Etwas von Katzen	91
123—129	Verliebte Thiere	93
130	Der Ichneumon	96
131	Der sprechende Hund	96
132	Der agirende Hund	97
133	Musikalische Pferde	97
134	Der abgerichtete Hirsch	98
135	Der tanzende Elephant	99
136	Die Spinne	99
137	Der Kanarien-Vogel	100
138—139	Der Hund als Bratenwender	101
140	Hundelist	102

Nro.		Seite
141	Der listige Wolf	102
142	Die Hutschlange	103
143	Entdeckung eines Diebstahls durch einen Hund	103
144	Der Kolkrabe	105
145	Gelehrigkeit des Eichhörnchens	106
146	Katzen-Conzert	107
147—149	Merkwürdige Handlungen von Affen	107
150	List der Wölfe	109
151—153	Affenlisten	110
154	Bienen	111
155	Ratten	111
156	Der Wolf Melac	112
157	Der Rattenkönig	113

Merkwürdige Menschen.

1.

Colas mit dem Beinamen der Fisch.

Dieser Mensch hieß eigentlich Nicolas, war ein Sicilianer, und von armen Eltern zu Catanea geboren. Er übte sich von Jugend auf im Schwimmen, wozu er viel natürliche Anlage hatte, und wurde einer von den geschicktesten Schwimmern seiner Zeit, so daß seine Landsleute ihn nur Pesce Cola (der Fisch Colas) nannten. Geschmack und Bedürfniß bestimmten ihn zur Fischerei, und er wählte sich hierzu besonders die Austern und Corallen. Je mehr er sich darauf legte, desto mehr gewöhnte er sich an das Wasser, und diese Gewohnheit wurde so stark, daß er ungern auf dem Lande lebte. Es konnte kein Fisch besser und zuversichtlicher auf den Grund des Meeres gehen, und mit einer größern Geschwindigkeit sich in dem Wasser bewegen, als dieser Nicolas. Was anfangs nur Vergnügen und Zeitvertreib für ihn gewesen war, wurde in der Folge für ihn unumgängliches Bedürfniß. Wenn er einen Tag lang außer dem Wasser zugebracht hatte, so litt er so sehr an der Brust, daß er

sich untertauchen mußte. Er ließ sich oft zum Boten von einem Hafen zum andern, oder vom festen Lande bis an die nahe gelegenen Inseln brauchen, und machte sich besonders alsdann nothwendig, wenn das Meer so stürmisch war, daß sich kein Schiffer demselben anvertrauen wollte. Er schwamm nicht blos an der Küste hin, sondern er wagte sich auch oft in die offene See hinein, und brachte ganze Tage daselbst zu. Er war auch allen denen bekannt, welche die Küste von Sicilien und Neapel beschifften. Wenn er ein Schiff vorüber seegeln sah, so entfernt es auch seyn mochte, so erwartete er es, schwamm an dasselbe hinan, aß und trank, was man ihm gab, und erbot sich, den Schiffern Neuigkeiten zu bringen, richtete auch alle Aufträge getreu aus. Er führte einen sehr guten ledernen Beutel bey sich, worin er die Briefe steckte, und sie vor der Nässe schützte.

So lebte dieses Amphibion bis zu dem Unglück, welches ihm das Leben kostete. Entweder wollte der König von Neapel, Friedrich, die Talente dieses ausserordentlichen Schwimmers auf die Probe stellen, oder von der Lage und dem Boden des Meeres in jenem nahe bey dem Vorgebirge Faro gelegenen und ehemals unter dem Namen Charybdis berüchtigten Strudel näher unterrichtet seyn. Genug, er befahl dem Nikolaus, sich in denselben hineinzustürzen. Dieser erschrack über den Antrag, dessen Gefahren er kannte, und lehnte es von sich ab. Der König warf einen goldnen Becher hinein, und schenkte ihm denselben, wenn er ihn wieder herausholen würde. Die Begierde nach dem Golde gab ihm Muth, er wagte sich in diesen fürchterlichen Abgrund, und brachte nach Verlauf von drei Viertelstunden den Becher empor. Er unterrichtete den König von der Lage dieser Höhlen, und von verschiedenen Meer-Ungeheuern, welche sich in denselben aufhielten. Vielleicht übertrieb er seine Erzählung, weil er gewiß war, daß ihn niemand Lügen strafen würde. Der König verlangte eine noch genauere Erzählung von den Besonderheiten dieses Ortes, und befahl unserm Taucher, sich noch einmal dahin zu begeben, allein er weigerte sich stärker als das erstemal, und wollte

sich nicht noch einmal der Gefahr aussetzen. Der König warf, um ihn dazu zu bewegen, einen andern goldnen Becher in den Abgrund, und versprach ihm noch überdies eine Goldbörse, wenn er den Becher zurückbringen würde. Die Begierde nach dem Gewinnst wurde dem armen Nicolas sehr gefährlich, er tauchte zum zweitenmale unter, aber man sah ihn nie wieder, und konnte, so sehr man auch suchte, seinen Körper nicht wiederfinden.

2.

Das gelehrte Kind.

Dieses Kind, dessen Name Christian Heinrich Heinecke war, wurde den sechsten des Hornungs 1721 zu Lübeck geboren, und starb den siebenzehnten des Brachmonats 1725. Es lebte also nur vier Jahre und beinahe fünf Monate. Allein in dieser so kurzen Zeit gab es so ausserordentliche Proben seines Verstandes und seines Gedächtnisses, daß man die davon gemachten Erzählungen kaum würde glauben können, wenn sie nicht von sehr vielen glaubwürdigen Zeugen bestätigt worden wären. Nach der Lebensgeschichte desselben, welche sein Lehrer Christian von Schönaich beschrieben hat, fieng es im zehnten Monate an zu reden, und zwar bei Gelegenheit einiger Bilder, wovon es eine Erklärung verlangte. Man gab ihm dieselbe, und bemerkte, daß es die Bewegung der Lippen von redenden Personen mit einer besondern Aufmerksamkeit beobachtete. Es glückte ihm, jedoch nicht ohne Mühe, dasjenige, was man ihm vorsagte, Silbe vor Silbe nachzusprechen. Seit dieser Zeit machte dieser Knabe sehr schnelle Fortschritte in seinen Kenntnissen, denn als er ein Jahr alt war, wußte er die Hauptbegebenheiten aus Moses Schriften, im dreizehnten Monate die Geschichte des alten Testaments, und im vierzehnten die Begebenheiten des neuen. Im Herbstmonate 1723 hatte er eine so vollkommene Kenntniß der alten und neuen Welt-Geschichte und Erdbeschreibung erlangt, daß er auf die ihm vorgelegten Fragen genugthuend antwortete. Er lernte auch

viele lateinische Wörter auswendig, und redete endlich diese Sprache mit einer großen Leichtigkeit. Einige Zeit darauf erlernte er auch die französische Sprache mittelmäßig, und vor dem Anfange des vierten Jahres war er schon sehr weit in der Kenntniß der Genealogie der vornehmsten fürstlichen Häuser in Europa gekommen. Er brachte einen großen Theil seines vierten Jahres mit einer Reise nach Dänemark zu, wo er von dem ganzen Hofe bewundert wurde, und den König und die Prinzen vom Geblüte mit einem guten Anstande anredete. Bei seiner Zurückkunft nach Lübeck lernte er in kurzer Zeit schreiben, starb aber in der oben angegebenen Zeit, nachdem er einige Monate lang krank gewesen war. Wenn man die ausserordentlichen Talente dieses Kindes mit seinem zarten Körperbau vergleicht, so wird dieser Knabe noch merkwürdiger, denn er hatte verschiedene Krankheiten nach einander auszustehen. Ein anderer eben so merkwürdiger Umstand ist, daß dieser Knabe nur einige Monate vor seinem Tode entwöhnt wurde, weil er jederzeit eine große Abneigung vor allen Nahrungsmitteln, die Milch von seiner Amme allein ausgenommen, bezeigt hatte.

3.

Der Mann ohne Arme.

In der Nähe von Bristol lebte in dem Dorfe Ditehate vor wenig Jahren ein Mann mit Namen William Kingston, der ohne Arme geboren, und ein Pächter war. Er hatte es so weit gebracht, daß er mit seinen Füßen alles was nur sonst durch menschliche Hände ausführbar ist, verrichten konnte. Wenn er Thee trank, so führte er mit vieler Thätigkeit die Tasse vermittelst seiner Zehen zum Munde. Wollte er schreiben, so hielt er das Tintenfaß mit dem linken Fuße fest, und schrieb mit dem rechten so deutlich und so geschwinde, als andere in der Feder geübte Menschen mit den Händen. Er brauchte keine Hülfe bei Tische, denn Messer, Gabel und Löffel regierte er auch mit den Füßen. Er putzte

seine Schuhe und Messer, machte sich Feuer an, kleidete sich an und aus, ja er rasierte sich selbst mit den Füßen. Er molk seine Kühe, mähte Heu, band es zusammen, und verrichtete alle Feldarbeit. Er konnte auch reiten, wobei er sein Pferd mit den Füßen sattelte und zäumte. Mit einem Wort, er that fast alles ohne Hände, was andere damit thun müssen, und war durch seinen Fleiß aus einem dürftigen Landmann, ein wohlhabender Pächter geworden.

4.

Menschen von außerordentlichem Gedächtniß.

Das Gedächtniß ist eins der vorzüglichsten Geschenke des Schöpfers. Ohnstreitig kann aus dieser Seelenkraft der Mensch theils für sich, theils für die Gesellschaft, in welcher er lebt, den größten Nutzen ziehen. Das Vergangene ist für ihn, als wenn es gegenwärtig wäre. Glücklich ist derjenige, welcher dieses schätzbare Seelenvermögen bis zu einem hohen Grade vervollkommnet hat!

Man bewundert immer diejenigen, welchen die Natur in dieser Rücksicht günstig gewesen ist, und man betrachtet Menschen, welche eine Rede oder etwas anders, so sie gehört oder gelesen haben, ohne Schwierigkeit wieder hersagen, als eine seltene Erscheinung. Gedächtnisse dieser Art sind allemal große Geschenke der Natur, allein sie kommen bei weitem nicht demjenigen gleich, welches Cyrus, der König in Persien, oder der Kaiser Hadrian, oder der afrikanische Scipio, besaß, welche alle Soldaten ihrer zahlreichen Armeen, ohne ein einzigesmal zu fehlen, bei ihren Namen nannten. Man versichert, daß ein ähnlicher Vortheil den Kaiser Otto zur kaiserlichen Würde erhoben habe. Es ist bekannt, daß der Pabst Clemens der Sechste, nichts wieder vergaß, was er gelesen oder gehört hatte, und daß er diese außerordentliche Stärke des Gedächtnisses nach einem auf das Hinterhaupt bekommenen Schlag erhielt, ein

Umstand, der in der That sehr auffallend ist. Julius Cäsar dictirte fünf bis sechs Briefe auf einmal, und schrieb dabei noch selbst.

Alle diese Erscheinungen würden ohnstreitig allen Glauben übersteigen, wenn man nicht in neuern Zeiten außerordentliche Personen in dieser Art gesehen hätte.

5.

Der ältere Marcel, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Paris lebte, dictirte zu gleicher Zeit zehn Personen in sechs oder sieben verschiedenen Sprachen sehr ernsthafte Materien. Er ließ sich einmal die Namen aller Soldaten von einem Bataillon, welches seine militärische Uebungen machte, sagen, und rief darauf einen jeden, ohne sich auch nur ein einzigesmal zu irren, nach der Reihe hervor. Sein Gedächtniß war so vortrefflich, daß er ohne falsch zu rechnen, und ohne irgend ein anderes Hülfsmittel, ein Exempel von 36 Zahlen in Gedanken ausrechnete.

6.

In Turin lebte vor nicht vielen Jahren ein Gelehrter Namens Sacchieri, der im Stande war, eine jede Predigt, die er angehört hatte, ohne Anstoß in eben der Ordnung zu wiederholen. Er konnte mit drei verschiedenen Personen zu gleicher Zeit Schach spielen, ohne daß er auf eines von diesen drei Spielen selbst sah. Er brauchte weiter nichts, als daß ihm sein Bevollmächtigter sagte, was sein Gegner für einen Stein gezogen hatte, damit Sacchieri auf seiner Seite befehlen konnte, was man dagegen zu setzen habe, unterdessen pflegte er sich mit der anwesenden Gesellschaft zu unterhalten, und wußte doch alle seine Züge sowohl, als diejenigen, die seine Gegner gethan hatten, nach der Reihe aufs genaueste herzusagen.

7.

Zu der Zeit, da Voltaire sich an dem Hofe Friedrichs II., Königs von Preußen aufhielt, fand sich auch einmal ein Engländer daselbst ein, der ein so außerordentliches Gedächtniß hatte, daß er alles, was man

ihm vorlas oder vorsagte, wenn es auch ziemlich lang war, ohne ein Wort oder einen Ausdruck davon zu verlieren, wieder hersagen konnte. Der König ließ diesen Mann zu sich kommen, setzte ihn auf die Probe, und erstaunte über sein Talent. Gleich darauf ließ Voltaire dem Könige sagen, er wolle die Ehre haben, ihm eines seiner neuen Gedichte vorzulesen. Der König bewilligte dieß, beschloß aber auch zu gleicher Zeit, sich einen Scherz mit ihm zu machen. Er ließ den Engländer hinter einen Schirm treten, und trug ihm auf, genau auf dasjenige Acht zu haben, was Voltaire ablesen würde. Voltaire kam, und laß sein Gedicht mit allem Pathos ab, um den König dadurch einzunehmen; dieser blieb aber ganz kalt dabei, und sagte, nachdem Voltaire zu lesen aufgehört, und ihn um seine Meinung von dem Gedichte gebeten hatte: Er habe bemerkt, daß Voltaire seit einiger Zeit sich fremder Arbeiten bediene, und sie für die seinigen ausgebe. So viele Dreistigkeit habe er von ihm nicht vermuthet, und er sey deßhalb gar nicht recht mit ihm zufrieden. Voltaire erschrack über diesen Vorwurf, und versicherte bey allem was heilig ist, er verdiene ihn nicht, und der König thue ihm Unrecht. Ey! sagte der König, ich will Sie gleich überführen, daß ich Recht habe; die Verse, die Sie mir jetzt vorgelesen haben, gehören einem gewissen Engländer, der davon Verfasser ist. Voltaire vertheidigte sich dagegen noch eifriger, und schwur, die Arbeit, die er vorzeige, sey sein Eigenthum. Nun so kommen sie hervor, rief der König gegen den Schirm, hinter welchem sich der Engländer verborgen hielt, und sagen Sie dem Herrn v. Voltaire die Verse her, die er gemacht haben will. Mit kaltem Ernst trat der Engländer hervor, und wiederholte Voltair's Gedicht, ohne auch nur das mindeste auszulassen. Nun, sagte der König zu Voltaire, „habe ich recht"? — O Himmel! rief Voltaire aus, hast du keine Blitze mehr, diesen Bösewicht zu zerschmettern, der sich meine Verse zueignet! hier geht eine Zauberei vor, die mich zur Verzweiflung bringt. Der König lachte über diesen Auftritt, und belohnte den Engländer für das Vergnügen, das er ihm gemacht hatte.

8.

Der Stachelschweinmensch.

Dieser Mensch, welcher in England unter dem Namen the Porcupine man bekannt war, wurde von sehr gesunden Eltern geboren, und man konnte bei seiner Geburt nichts entdecken, woraus man den Zustand, worin er sich sechs Wochen nach der Geburt zu befinden anfing, hätte vermuthen können. In dieser angegebenen Zeit zeigten sich über seinem ganzen Körper unzählige kleine Auswüchse, welche man anfänglich für eine Hautkrankheit hielt. Nach und nach entdeckte man, daß dieses hornartige Borsten waren, deren Wachsthum nichts aufzuhalten vermochte. Den Kopf, die flache Hand und die Fußsohle ausgenommen, war der ganze Körper mit solchen Borsten bedeckt, welche bei ihrer ersten Erscheinung den Stoppeln, oder sich erst auf der Haut zeigenden Federn des jungen Federviehes ähnlich waren. Sie waren sechs Linien lang und zwo oder drei Linien dick, und stacken ebenso, wie bei den Igeln, senkrecht in der Haut, ihre Farbe war bläulich, und gegen das Licht gehalten schienen sie durchsichtig zu seyn. Wenn man die Haut faltete, und die Borsten wasserrecht lagen, so erschien sie an dieser Stelle weiß, an allen andern Theilen des Körpers hingegen war sie schwarz. Wenn dieser Mensch angekleidet war und Handschuhe anhatte, so war nichts an ihm zu bemerken. Er hatte ein schwarzes Haupthaar und einen schwarzen Bart, eine gute und einnehmende Bildung. Merkwürdig war es, daß diese Borsten allezeit im Herbste ausfielen und aufs neue wuchsen, und man konnte behaupten, daß dieser Mann in Ansehung der Haare und des Mauserns eine Aehnlichkeit mit andern Thieren hatte. Diejenige Stelle, wo er einstmals ein Stück Fleisch verloren hatte, blieb kahl und wurde nie wieder mit solchen Borsten bedeckt. In einem Alter von zwanzig Jahren wurde er von den zusammenfließenden Kinderblattern befallen, bei welcher Gelegenheit sich sein ganzer Körper in kurzer Zeit härete; allein nach überstandener Krankheit kamen die Borsten wieder

zum Vorschein. Man brauchte zweimal ohne Erfolg eine ordentliche Queckſilberkur bis zu einem völligen Speichelfluſſe, hierdurch wurde man abgeſchreckt, ihm ferner Arzneimittel zu geben. Dieſer Mann verheirathete ſich und zeugte ſechs Kinder beiderlei Geſchlechts, welche alle aber ſo, wie der Vater, mit hornartigen Auswüchſen bedeckt waren.

9.

Thomas Fuller.

Ohngefähr 4 Meilen von Alexandrien in Virginien lebte vor einigen Jahren ein Neger, Namens Thomas Fuller, der einer Frau Eliſabeth Cox zugehörte, und im Jahr 1789 ſiebenzig Jahre alt war. Dieſer Mann hatte eine Geſchicklichkeit im Rechnen, die Erſtaunen erregt. Er war in Afrika geboren und konnte weder leſen noch ſchreiben. Zwei Herren aus Penſilvanien, die auf ihrer Reiſe durch die Gegend, wo Fuller lebte, von ſeiner ſeltenen Geſchicklichkeit gehört hatten, ließen ihn zu ſich kommen, und ihre Neugierde wurde vollkommen durch ſeine Antworten auf folgende Fragen befriedigt.

Zuerſt, auf die Frage, wie viele Secunden anderthalb Jahre ausmachten? antwortete er in etwa zwei Minuten: 47,304,000. Zweitens, auf die Frage, wie viele Secunden jemand gelebt hätte, der ſiebenzig Jahre, ſiebenzehn Tage und zwölf Stunden alt wäre, antwortete er in anderthalb Minuten: 2,210,500,800. Einer von den Herren, der dieſe Rechnung mit der Feder gemacht hatte, erinnerte, die Summe ſey nicht völlig ſo groß, als er ſie angebe, worauf er augenblicklich erwiederte: ich wette, mein Herr, Sie haben die Schaltjahre vergeſſen. Der Fremde rechnete die Sekunden der Schaltjahre zu ſeiner Summe hinzu, und es zeigte ſich, daß der Neger vollkommen Recht hatte. Drittens: man legte ihm folgende Frage vor: Wenn ein Landmann ſechs Säue hätte, jede bekäme ſechs weibliche Ferkel im erſten Jahre, und dieſe vermehrten ſich wiederum auf eben die Art, wie viele Säue würde der Landmann am Ende von

acht Jahren haben, vorausgesezt, daß er keine verlöre? — In zehn Minuten antwortete er: 34,588,806. Daß er eine unverhältnißmäßig lange Zeit zu dieser Ausrechnung gebrauchte, kam daher, daß er die Frage nicht gleich anfangs richtig verstanden hatte.

In Gegenwart zweier andern Herrn multiplicirte er im Kopfe eine Reihe von neun Zahlen mit neun, und erzählte, seinen ersten Anfang im Rechnen habe er damit gemacht, daß er zehn habe zählen lernen, und wie er habe hundert zählen können, so habe er sich, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, für einen sehr geschickten Burschen gehalten. Sein nächster Versuch sey hierauf gewesen, die Haare in einem Kuhschwanze zu zählen, deren er 1872 herausgebracht habe. Dann habe er sich das Vergnügen gemacht, einen Scheffel Waizen und einen Scheffel Leinsaamen, Korn für Korn, zu zählen. Von diesen Uebungen sey er weiter gegangen, mit der größten Genauigkeit zu berechnen, wie viele Schindeln erforderlich wären, um ein Haus von einer angenommenen Größe zu decken; und wie viele Pfosten und Riegel, um ein Stück Land von einem gegebenen Umfange zu umzäunen, und wie viele Waizenkörner, um es zu besäen. Diese Geschicklichkeit kam seiner Herrschaft auf tausenderlei Weise zu statten.

Indem er seine Geschichte erzählte, bemerkte er, daß sein Gedächtniß abzunehmen anfange. Er hatte graue Haare, und man merkte an ihm mehrere Zeichen von der Schwäche des Alters. Er hatte auf einem Landgute sein ganzes Leben hindurch schwere Arbeiten gethan, aber hatte sich nie in geistigen Getränken übernommen. Er sprach mit großer Ehrerbietung von seiner Herrschaft, und rühmte es besonders von ihr, daß sie ihn nie habe verkaufen wollen, ungeachtet ihr von mehreren Personen große Summen wären geboten worden.

Einer aus der Gesellschaft machte in seiner Gegenwart die Bemerkung: es sey doch Schade, daß er keine seinen Talenten angemessene Erziehung bekommen habe. „Nein, mein Herr," antwortete er, „ich bin herzlich froh, daß ich nichts gelernt habe, denn viele sehr gelehrte Leute sind große Narren."

10.

Wildam der Bienenzähmer.

Dieser Mann, der ein Engländer war, hatte eine besondere Geschicklichkeit, Bienen, Wespen, und andere ähnliche Insecten zu erziehen. Im Jahr 1774 machte er in Gegenwart des Erbstatthalters und seiner Gemahlin Versuche über die Erziehung und Oeconomie der Bienen. Er lockte aus einem Bienenstock, welcher ihm gezeigt wurde, binnen zwo Minuten alle Bienen heraus, und ließ sie sich auf den Hut eines Zuschauers setzen. Von da versammelte er sie auf seinen bloßen Arm, wo sie eine Art von Muff bildeten. Hierauf lockte er sie auf seinen Kopf und ins Gesicht, wo sie eine Art von Larve vorstellten. Ferner mußten sie auf seinen Befehl auf einem Tische hin und her marschiren. Ein noch bemerkenswürdiger Umstand bey diesem Manne ist dieser, daß er nicht nur mit einem jeden Bienenschwarm, welchen man ihm brachte, sondern auch sogar mit Wespen und Fliegen jeder Art die nehmlichen Versuche machte, und daß er die wildesten dieser Thiere, ohne von ihnen gestochen zu werden, binnen fünf Minuten zahm machen konnte. Ein Beweis, daß auch die Erziehung bey den Thieren sehr viel thue, besonders wenn man die zweckmäßigsten Mittel, deren allgemeine Bekanntmachung ausserordentlich wichtig seyn würde, dabey anwendet.

11.

Saunderson ein blinder Mathematiker.

Dieser berühmte Mann wurde im Jahre 1682 in der Grafschaft York gebohren. In seinem zweyten Jahre verlor er durch die Blattern nicht nur den Gebrauch seines Gesichts, sondern auch die Augen selbst. Dieses Unglück verhinderte ihn aber nicht, sich in seiner Jugend mit glücklichem Erfolge auf die Erlernung der alten Sprachen zu legen. Er verstand die Werke eines

Euklides, Archimedes und Diophantus. Virgil und Horaz waren seine Lieblingsschriftsteller, und er war mit der Schreibart des Cicero so bekannt geworden, daß er mit ausserordentlicher Leichtigkeit und Zierlichkeit Lateinisch sprach. Nachdem er einige Jahre mit Erlernung der Sprachen zugebracht hatte: so fieng sein Vater an, ihm die gewöhnlichen Species der Rechenkunst beyzubringen, allein der Lehrling übertraf in kurzem seinen Meister. Er war achtzehn Jahre alt, als ihn Richard West die Anfangsgründe der Buchstabenrechnung lehrte. Nachdem er dieselben einmal gefaßt hatte, so gieng er durch seine eigene Bemühungen hierin weiter, er brauchte bloß einen guten Schriftsteller und eine Person, welche ihm solchen vorlesen konnte. Seine Freunde riethen ihm, nach Cambridge zu gehen, und daselbst Philosophie zu lehren. Er folgte ihrem Rathe, und erklärte in seinen Vorlesungen die Werke des unsterblichen Neuton, dessen mathematischen Grundsätze von der Naturlehre, wie auch allgemeine Rechenkunst, und selbst diejenigen, welche dieser grose Mann über das Licht und die Farben geschrieben hat. Es könnte dieser Umstand unglaubig scheinen, wenn man nicht überlegte, daß die Optik, und die ganze Lehre des Sehens einzig und allein durch Linien erklärt wird, und daß sie auf die Regeln der Geometrie gebauet ist. Nachdem Whiston die mathematische Professur in Cambridge niedergelegt hatte, so war Saundersons Geschicklichkeit so allgemein bekannt, und übertraf die Verdienste aller seiner Mitwerber so sehr, daß er im Jahre 1711 zu seinem Nachfolger erwählet wurde. Die Academie der Wissenschaften zu London nahm ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er verheyrathete sich im Jahre 1723 und starb 1739 im sechs und fünfzigsten seines Alters. Er hat die Anfangsgründe der Algebra in englischer Sprache hinterlassen, welche 1741 zu London auf Kosten der Cambridger Universität gedruckt worden sind.

Saunderson hat die Theilung des Würfels in sechs gleiche Pyramiden erfunden, welche in dem Mittelpunkte zusammenstossen, und die Seiten des Würfels zur Grundfläche haben. So weit konnte es ein Mensch

von großem Verstande ohne Gesicht bringen. Allein folgendes Beyspiel mag zeigen, in welchem hohen Grade sein Gefühl fein und geübt war. Er hatte zu seinem Gebrauch, und zur Erleichterung seiner Beweise eine fühlbare Rechenkunst, das heißt, eine Art, die Beweise der Rechenkunst durch den blossen Sinn des Gefühls zu führen, erfunden. Es bestand dieselbe in einer Tafel, worinnen verschiedene Löcher mit grossen und kleinen Pflöckgen befindlich waren, welche durch ihre verschiedene Verbindungen mit einander die Summen, Producte, und andere Zahlen, welche er nöthig hatte, ausdrückten.

12.

Unterdrücktes Gefühl.

Unbegreiflich ist dasjenige, was man an einigen Nordamerikanern in Absicht des Gefühls wahrnimmt. Wenn unter den Völkern am Oronocko-Strom ein Krieger nach dem Hauptmanns-Range strebet, so fängt seine Prüfung mit einem längern und strengeren Fasten an, als das des enthaltsamsten Einsiedlers jemals gewesen ist. Nachher giebt ihm jedes der versammelten Oberhäupter drey so nachdrückliche Peitschenhiebe, daß sein Leib dadurch fast ganz geschunden wird. Bey dem mindesten Zeichen der Empfindlichkeit wird er verworfen, und bleibt auf Zeitlebens beschimpft. Einige Zeit darauf legt man ihn mit gebundenen Händen in ein Hangbette und schüttet einen unzählichen Schwarm giftiger Ameisen auf ihn, deren Stich eine höchst empfindliche Pein verursacht, und eine heftige Entzündung nach sich zieht. Auch hier würde ihn ein Seufzer oder unvorsetzliche Bewegung von der verlangten Würde ausschliessen. Nach diesem wird er noch einmal in seinem Hängebette aufgehangen, und mit Palmetto-Blättern bedeckt. Man zündet ein Feuer von stinkenden Kräutern unter ihm an, so daß er dessen Hitze fühlet, und vom Rauche verhüllet wird. So geröstet und beynahe erstickt muß er noch immer mit geduldiger Unempfindlichkeit leiden. Viele kommen in diesen rauhen Prüfungen um.

Man verbinde hiermit noch dasjenige, was die Marter der im Kriege Gefangenen betrifft. Man fängt bey den äusserſten Enden der Hände und Füße an, und ſteiget alsdenn allmählig zu dem Leibe hinauf. Der Eine reiſſet einem ſolchen Unglücklichen die Nägel auf, oder gebraucht dazu ein ſtumpfes Meſſer. Der andere nimmt einen abgelöſeten Finger, ſteckt ihn in ſeine Pfeife, und raucht ihn an ſtatt des Tabacks, oder läßt den leidenden Sclaven ſelbſt davon rauchen. So werden ihm ſeine Finger nach und nach alle abgeſondert, und ſeine Finger etwa auch zwiſchen zweien Steinen zerquetſcht, oder Glied bey Glied abgelöst. Mancher Ort ſeines Leibes wird zum öftern mit glühenden Eiſen oder Feuerbränden berührt und das ſo lange, bis ſie von dem herabflieſſenden Fette gelöſcht ſind. Das ſo gebrannte Fleiſch wird alsdann ſtückweiſe abgeſchnitten, und von einigen dieſer Raſenden verzehrt, während daß andere ihre Geſichter mit ſeinem Blut beſtreichen. Wenn die Nerven entblöst ſind, ſo werden Eiſen hinein geſteckt, um ſie zu zerreiſſen, oder man ſchindet ihm Arme und Beine mit langen Stricken, die an beyden Enden mit der größten Gewalt hin und her gezogen werden. Dieſes alles iſt gewiſſermaßen nur ein Vorſpiel, und manchmal wird der Unglückliche, wenn er 4 bis 5 Stunden lang auf ſolche grauſame Art behandelt worden iſt, losgebunden, in Ruhe gelaſſen, und das übrige der Execution ausgeſetzt. Wenn aber alles vorbey iſt, ſo binden ſie den Unglücklichen los, laſſen ihn, wenn er noch ſo viel Kräfte hat, laufen, und ſchlagen ihn darauf mit Prügeln oder Steinen vollends todt, oder ſie wälzen ihn in der Glut ſo lange herum, bis er den letzten noch übrigen Athem ausläßt, wenn ihm nicht ſchon vorher von einem Mitleidigen das Herz aus dem Leibe geriſſen wurde. Die ganze Sache endigt ſich damit, daß man den Leichnam vollends zerſtückelt, in den Keſſel wirft, und aufzehrt. Sollte man es wohl glauben, daß dieſe unglücklichen Schlachtopfer bey allen dieſen Martern ſich nicht nur gleichgültig bezeigen, ſondern noch lachen, ſpotten, und drohend ſagen, ſie würden es im gleichen Falle ihre Peiniger noch weit ärger haben empfinden laſſen!

13.

Paul Mocchia.

In den nouvelles litteraires de Florence wird von einem Geistlichen mit Namen Paul Mocchia erzählt, daß derselbe sich ins Meer gestürzt, und nicht so bald auf dem Grunde gewesen, als er in einer senkrechten Stellung wieder auf die Oberfläche gekommen sey, wo er bis an die Brust im Wasser gestanden habe, ohne einige Bewegung zu machen. In dieser Stellung sey er mit in einander geschlagenen Armen geblieben und mit eben der Gewisheit im Meere herumgegangen, als andere auf dem festen Lande. Man versichert, daß Taucher ihn mehr als einmal mit sich auf den Grund des Meeres genommen haben, daß er aber, sobald sie ihn losgelassen, wie Korkholz in die Höhe gestiegen sey. Zu einer andern Zeit war er auf dem Wasser eingeschlafen, und streckte sich eben so aus, als wenn er im Bette gelegen hätte, er wendete sich bald auf diese, bald auf jene Seite, ohne jemals unter zu tauchen. Er versicherte, daß er unter seinen Füssen einen eben so starken Widerstand fühle, als auf dem festen Lande, und wunderte sich über diese besondere Eigenschaft eben so sehr als andere. Die Naturforscher, welche diese Erscheinung beobachteten, bemerkten, nachdem sie ihn gewogen, und seinen Umfang gemessen hatten, daß er dreyßig Pfund weniger wog, als ein gleiches Volumen von Wasser. Er entdeckte von ungefähr diese sonderbare Eigenschaft, und zog alsdann durch Uebung und Gewohnheit alle mögliche Vortheile daraus.

14.

Bebe und Browslavsky.

Zwei ausserortentliche kleine Menschen.

Der erste dieser beyden Zwerge, dessen eigentlicher Name Nicolaus Ferry war, wurde nach der Beschreibung, die der Graf von Tressan von ihm geliefert hat, zu Plaines in dem Fürstenthum Salins geboren. Sein Vater sowohl als seine Mutter hatten eine gute körperliche Bildung, allein demungeachtet war er bey seiner Geburt nur 8 oder 9 Zolle lang, und wog nur 12 Unzen, Er war sehr schwächlich, man trug ihn auf einer mit Hanf belegten Schüssel in die Kirche zur Taufe. Er konnte nie an der Brust der Mutter trinken, denn sein Mund war viel zu klein, als daß er die Warze hätte fassen können. Er wurde daher einzig und allein mit Ziegenmilch genähret. Im sechsten Monate seines Lebens bekam er die Pocken, in welcher Krankheit die Ziegenmilch seine einzige Nahrung und Arzney war. In einem Alter von 18 Monaten fing er an zu reden. Als er zwey Jahre alt war, konnte er vollkommen gehen, und die ersten Schuhe waren ungefähr von der Grösse einer Nußschale.

Die grobe Nahrung der dasigen Einwohner, die aus Hülsenfrüchten, Speck und Kartoffeln bestand, ernährte ihn bis in sein sechstes Jahr, während welcher Zeit er verschiedene heftige Krankheiten glücklich überstand. In seinem fünften Jahre war er vollkommen ausgebildet, ohne grösser geworden zu seyn, als 22 Zoll, und diese Sonderbarkeit machte sein Glück.

Der König von Polen, Stanislaus Leszinsky, hatte von diesem außerordentlichen Kinde gehört, und verlangte es zu sehen. Er ließ es nach Lüneville bringen, und behielt es in der Folge bey sich. Der kleine Bebe hielt sich sehr an den König, ungeachtet er sonst wenig Empfindung der Zärtlichkeit verrieth. So viel

Mühe man sich auch mit seiner Erziehung gab, so war es doch nicht möglich, bey demselben die Vernunft und gesunde Beurtheilungskraft zu entwickeln. Die wenigen Kenntnisse, welche man ihm beyzubringen im Stande war, konnten ihn auf keinen Begriff von Religion und auf keinen zusammenhängenden Schluß leiten. Seine Fähigkeit überstieg nie die Fähigkeiten eines gut abgerichteten Hundes. Er schien die Musik zu lieben und schlug bisweilen den Tact ziemlich richtig. Er tanzte sogar mit vieler Genauigkeit, allein alsdann sahe er seinen Lehrer genau an, um alle seine Schritte und Bewegungen nach den erhaltenen Zeichen einzurichten.

15.

Dieser Zwerg befand sich bey seinem Aufenthalte auf dem Lande einmal auf einer Wiese, wo das Gras grösser war als er selbst; er glaubte daher, sich in einem Holze verirret zu haben, und schrie nach Hülfe. Er war gewisser Leidenschaften, als des Zorns und der Eifersucht vorzüglich empfänglich, und alsdann war sein Gespräch abgebrochen, und unordentlich. Mit Einem Worte, er verrieth nur jene Art von Empfindung, welche aus Umständen, sinnlichen Eindrücken und einer augenblicklichen Erschütterung entsteht, und die wenige Vernunft, welche er zeigte, schien sich nicht über den Instinkt einiger Thiere zu erheben.

16.

Die Prinzessin Talmond versuchte es, ihm einigen Unterricht zu geben, allein ungeachtet ihrer Klugheit konnte sie doch aus diesem Zwerge nichts machen. Es entsprang nichts weiter daraus, als was nothwendig daraus entstehen mußte, eine stärkere Zuneigung zu dieser Prinzessin, welche so heftig wurde, daß sie in Eifersucht ausartete. Einen Beweis davon liefert folgende Geschichte. Die Prinzessin streichelte einmal in seiner Gegenwart einen kleinen Hund; Bebe riß ihr denselben wüthend aus den Händen, und warf ihn mit diesen Worten zum Fenster hinaus: „Warum lieben Sie ihn denn mehr als mich"?

17.

Bis zu einem Alter von 15 Jahren hatten alle Organe dieses Zwerges ihre natürliche Thätigkeit, und seine kleine Gestalt war sehr gut und angenehm. Er war damals 29 Zolle lang. Allein nun fingen seine Kräfte an abzunehmen, sein Rückgrat krümmte sich, der Kopf hing vorwärts, die Füsse wurden schwach, das eine Schulterblatt senkte sich, die Nase wurde dick, kurz Bebe trug alle Kennzeichen des hinfälligen Alters an sich, demungeachtet nahm er doch noch in den vier folgenden Jahren an Höhe zu.

Der Graf Treſſan, welcher den Gang der Natur bey dem Wachsthum dieses Zwerges beobachtet hatte, hatte vorausgesehen, daß er vor dem dreyssigsten Jahre, und doch gleichwohl als ein alter Greis sterben würde. In dem letzen Jahre seines Lebens schien er ganz hinfällig zu seyn, er konnte kaum gehen; die äussere Luft fiel ihm, wenn sie nicht sehr heiß war, beschwerlich, man führte ihn in die Sonne, welche ihm neue Kräfte zu geben schien, doch konnte er kaum 100 Schritte nach einander gehen. Im May 1764 wurde er von einer sehr grossen Unpäßlichkeit befallen, worauf er einen Schnupfen und Fieber bekam, und in eine Art von Schlafsucht fiel, aus der er nach kurzer Zeit wieder zu sich kam, allein ohne reden zu können.

In den vier letzten Tagen seines Lebens bekam er ein deutlicheres Bewußtseyn wieder; seine Reden, die Zusammenhang und Nachdruck hatten, setzten alle diejenigen, welche um ihn waren, in Erstaunen. Er starb den 9ten des Heumonats 1764 in einem Alter von beynahe 23 Jahren. Seine Größe betrug 33 Zoll.

18.

Beynahe um die nämliche Zeit fand sich zu Lüneville ein polnischer Edelmann mit Namen Brovlavsky ein, der noch von kleinerer Gestalt, als Bebe war. Die Eltern desselben waren beyde mehr als mittelmässig groß, und hatten sechs Kinder gehabt, wovon der älteste nur 34 Zolle groß und wohlgebildet war. Der zweite, von dem hier die Rede ist, und dessen Geschichte der Graf Treſſan

gleichfalls erzählt, war nur 28 Zolle lang, ungeachtet er damals schon 22 Jahre alt war. Die drey jüngern Brüder, wovon jeder ein Jahr jünger, als der andere war, waren fünf Fuß und sechs Zoll hoch. Das sechste Kind war ein Mädchen, dessen Länge höchstens nur 20 bis 21 Zoll betrug, das aber übrigens wohl gebaut, sehr artig war, und viel Geist verrieth.

Die Aehnlichkeit zwischen Bebe und Brovslavsky bestand nur in dem Körperbau, denn letzterer genoß einer guten Gesundheit, war gerade, und in seinen Bewegungen sehr behende. Er konnte Strapatzen ertragen, und mit Leichtigkeit Lasten aufheben, die für seinen körperlichen Bau ansehnlich waren.

Was ihn aber noch mehr vor Bebe auszeichnete, war dieß, daß er die Vorzüge eines ausgebildeten Geistes besaß, daß sein Gedächtniß sehr treu, und seine Beurtheilungskraft richtig war. Er las und schrieb sehr gut, verstand die Rechenkunst, die deutsche und französische Sprache, und redete beyde mit sehr grosser Fertigkeit. Er war bey allem, was er unternahm, sinnreich, und lebhaft in seinen Antworten. Mit einem Worte, Brovslavsky konnte nach dem Ausdruck des Grafen Tressan als ein vollkommen ausgebildeter, obgleich sehr kleiner, Bebe hingegen, als ein unreifer Mensch angesehen werden.

19.

Verfeinerter Geruch.

Zu Corte, einer Stadt auf der Insel Corsika, befand sich, wie der Graf v. Camberg in seinem Memorial d'un Mondain erzählt, ein seltener Mensch, der am Geschmack und Geruch die verschiedenen Erdarten, das Vaterland eines jeden Fremden unterscheiden konnte, daferne er nur etwas von seinem vaterländischen Grund und Boden an sich hatte. Der Staat gab ihm den Auftrag, einen Menschen zu examiniren, der sich ganz verborgen hielt, und nicht sagen wollte, wo er her wäre. Dieser Experte

nach der neuesten Mode fing seine Versuche an, ließ sich das Felleisen des Gefangenen geben, beroch seine Stiefel und erkannte an dem Geruch der unter dem Absatz angehängten Erde, daß der Mann von den Schweizergebirgen her war. Dieser Versuch brachte den Unbekannten ausser Fassung; er fing an zu gestehen, und nach weitern Erkundigungen, die man einzog, fand sichs, daß es ein junger Mensch aus einer bekannten Familie war, der aus einer verliebten Verzweiflung sich entschlossen hatte zu sterben, oder wenigstens herum zu irren, um seine Geliebte zu rächen.

20.

Eduard Bright.

Dieser Mann war ein Specerey-Händler zu Maldon in der Grafschaft Essex. Er hatte noch nicht das zweyte Jahr erreicht, als er schon über 144 Pfund schwer war. In seinem zwanzigsten Jahre wog er 336 Pfund, und bey seinem Tode 616. Er war fünf Fuß neun und einen halben Zoll hoch. Unter den Armen hielt er fünf Fuß sechs Zoll im Umfange, und der Umkreis seines Bauchs betrug sechs Fuß eilf Zoll. Sein Oberarm war zween Fuß und zween Zoll, und seine Wade zween Fuß und acht Zoll dick. Nach seinem Tode waren zwölf starke Männer nöthig, um ihn auf einen kleinen Wagen zu heben, und um ihn in das Grab zu senken, brauchte man eine besondere Maschine. In seine Kleider konnten sich sieben Personen hüllen, wie dieses aus den Kirchenbüchern, und aus der hierüber gerichtlich abgefaßten Registratur erhellet. Dieser Mann starb am 12ten des Lenzmonats 1750 im dreissigsten Jahre seines Alters. Er konnte sich, ohngeachtet seiner ungeheuren Dicke, sehr leicht bewegen.

21.

Unnatürliche Freßsucht.

Im Jahr 1754 starb zu Wittenberg ein Mann mit Namen Jacob Kahle. Dieser Mann konnte nicht nur eine ungeheure Menge Speisen zu sich nehmen, sondern er fraß auch ganz ungewöhnliche Dinge. So war es ihm eine Kleinigkeit, 8 Schock Pflaumen samt den Steinen auf einmal zu verzehren. Ein andermal fraß er einen Scheffel Kirschen mit den Kernen auf. Nur dann nahm er seine Zuflucht zu unnatürlichen Nahrungsmitteln, wenn die gewöhnlichen nicht zureichten. Er fraß daher mit den Speisen auch die irdenen Schüsseln und Teller auf. Ein andermal riß er die Kacheln aus dem Ofen, und verzehrte sie. Glas, Porzellan, Schiefer und Kieselsteine waren auch sein Fraß. Diesen sonderbaren Appetit schien ihm die Natur nicht ohne Absicht gegeben zu haben, denn er hatte ein so scharfes Gebiß, daß man in den Steinen, in die er gebissen hatte, die Spuren seiner Zähne eben so deutlich sehen konnte, als wie man sie bemerkt, wenn man in einen Apfel beißt, wenn er eine Tasse Kaffee mit der Schaale, oder ein Glas Wein sammt dem Glase zu sich nahm, so zermalmte er diese Dinge so schnell und mit solchem Getöse, als es der hungrigste Kettenhund beym zermalmen eines Rindsknochens macht. Seine Leckerbissen waren Ratten, Mäuse, Eulen, Raupen und Heuschrecken. Zum Frühstücke fraß er einst ein Spanferkel mit Haut und Haaren auf, und war dennoch des Mittags so hungrig, daß er einen mittelmäßigen Hammel mit Fell und Knochen verzehren konnte. Er hatte einmal einen so entsetzlichen Appetit, daß er bleyernes Schreibzeug mit Tinte, Streusand, Federn, und Federmesser verschlang. Man würde Grund haben, diese Thatsachen zu bezweifeln, wenn nicht gerichtlich abgehörte Zeugen sie eidlich bestättiget hätten. Da er nun unmöglich so viel verdienen konnte, als sein unersättlicher Magen verlangte, so mußte er freylich mit manchen unnatürlichen Gerichten vorlieb nehmen. So fraß er einst

in einem Wirthshause einen Dudelsack auf, der einem reisenden Polen gehörte, welcher aus Furcht, daß Kahle auch ihn verschlingen möchte, die Flucht nahm, und Kahle, um den Zuschauern ein Vergnügen zu machen, verfolgte den flüchtigen Polen eine Strecke Weges. Dieser seltsame Vielfraß war in Wittenberg unter dem Namen Freß-Kahle bekannt, und Einfältige glaubten, daß er ein Bündniß mit dem Teufel gemacht habe. Bey aller dieser Fresserey war er dennoch vollkommen gesund und stark, und starb erst im neun und siebenzigsten Jahre seines Alters. Auf obrigkeitlichen Befehl wurde sein Körper auf dem anatomischen Theater geöffnet, allein der wahre Grund seiner Gefräßigkeit konnte nicht entdeckt werden.

22.

Heinrich Jenkins.

Dieser Mann, der zu Ellerton in der Grafschaft York im Jahre 1690 starb, ist einer von denen, die nach der Sündfluth am längsten gelebt haben. Er hatte den König Heinrich den achten gesehen, und erinnerte sich des Treffens bey Floweden, welches im Jahre 1513 geliefert wurde, wohin er als ein zwölfjähriger Knabe mit einem Pferde geschickt worden war, welches man mit Pfeilen, deren man sich damals noch bediente, beladen hatte. Fünf alte Männer, die alle über 100 Jahre alt waren, und die in demselben Kirchspiel lebten, versicherten, daß sie ihn stets als einen Mann gekannt hätten. Er erinnerte sich, daß er seit 140 Jahren in verschiedenen Gerichten Zeugnisse abgelegt habe. In einem Alter von mehr als hundert Jahren gieng er noch zu Fuße in die Gerichtsversammlung zu York, konnte auch noch schwimmen. Es ist noch eine Zeugenaussage eben dieses Heinrich Jenkins vom Jahre 1665 vorhanden, aus welcher erhellet, daß er damals über 157 Jahre alt war. Er erreichte also wahrscheinlich ein Alter von 169 Jahren. Man errichtete diesem merkwürdigen Greise im Jahre 1743 auf Unterzeichnung ein öffentliches Denkmal.

23.

Beispiel von ungewöhnlicher Stärke.

Als von den Kreuzfahrern Damaskus im Jahr 1148 belagert wurde, sprang, mit nur wenigen Begleitern, der wackere Kaiser Conrad III. mit dem Schwerte in der Faust, in den Fluß, und rannte so ungestüm auf die Saracenen, welche das gegenseitige Ufer besetzt hielten, los, daß diese sogleich, von Furcht und Schrecken ergriffen, die Flucht nahmen. Bei dem dabei vorfallenden Handgemenge hieb er mit einem Streiche einem der Saracenen Kopf, Schulter, Arm und einen Theil der Seite ab.

24.

Der blinde Kartenspieler.

Der Herzog von Aremberg ist blind, hat sich dessenungeachtet manchen Genuß zu verschaffen gewußt, wozu sonst der Gesichtssinn nöthig zu seyn pflegt. Am bewundernswürdigsten aber ist, daß er Whist und L'Hombre so gut wie ein Sehender spielt. Es geschieht dieß auf folgende Art: An dem Spieltisch ist neben ihm eine kleine zierliche Maschine, ungefähr eine Hand hoch angeschraubt, die wie ein viereckiges Kästchen aussieht. Auf dem Deckel derselben befinden sich vier Reihen Stifte, die durch einen leichten Mechanismus vor- und rückwärts zu schieben sind. Jede dieser Reihen bezeichnet eine Farbe, wie jeder dieser Stifte eine Karte vorstellt. So wie nun gegeben wird, nimmt ein Sekretär des Herzogs dessen Karten auf, ordnet dieselben, giebt sie ihm, und stellt die Stifte darnach; der Herzog fährt nun seinerseits ein- oder zweimal darüber hin, und sieht so mit den Fingern, was für Karten und in welcher Folge er hat. Jezt beginnt das Spiel. Jeder der Andern nennt die Karte, die er ausspielt, und der Herzog giebt eben so schnell als richtig zu, ohne je einen Fehler zu begehen. Diese sinnreiche Erfindung rührt übrigens von ihm selbst her; ohne Zweifel wird die obige Beschreibung manchem andern Blinden willkommen seyn.

25.

Der Geizhals John Elwes.

Mistriß Elwes, die Mutter des berüchtigten Geizigen, John Elwes, starb aus Mangel an Nahrung, obgleich sie ein Vermögen von 100,000 Pfund besaß, und ihr Bruder, Sir Harry Elwes, Gebieter über 250,000 Pfund, erhielt seine Familie jährlich mit 110 Pfd.

Sir Harry, der weder las, noch in Gesellschaft ging, fand seinen einzigen Zeitvertreib im Geldzählen und in der Rephühnerzucht, worin er es so weit brachte, daß er während einer einzigen Jagdzeit 500 Paar gefangen. Er, sein Bedienter und zwei Mägde genossen aber auch während dieser Zeit nichts anderes. Was er nicht verzehren konnte, warf er weg, denn verkaufen mochte er keine.

Bei schlechtem, kaltem Wetter ging er in seiner großen Halle auf und ab, um der Heizung entübrigt zu seyn. Besuchte ihn je ein benachbarter Pachter, so legte er ein Stückchen Holz auf den Rost, und nicht eher ein anderes dazu, bis jenes fast verbrannt war. Nach dem Tode seines Oheims bezog er dessen Siz Stoke in Suffolk. Das Wohnhaus taugte zwar wenig, war aber doch besser, als sein eigenes, wovon der verstorbene Oberst Timms, Mr. Elwes Neffe, folgende Auskunft gibt: Als er einstens eine Nacht dort zubrachte, regnete es so stark durch die Decke, daß er in seinem Bette naß wurde, auch half es nichts, als man es an eine andere Stelle schob. Zulezt fand er doch noch einen Winkel, auf welchen es nicht einregnete, und wo er ruhig schlafen konnte. Am folgenden Morgen erzählte er dieß seinem Oheim. „Ja, ja," sagte dieser, „ich weiß es. Was mich betrifft, so mache ich mir nichts aus dem Regen, aber wenn Leute kommen, die dafür empfindlich sind, so ist das ein köstliches Flecken, trocken zu liegen. Jede Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit des Lebens versagte er sich. So ließ er sich eher bis auf die Haut durchnässen, als daß er in London einen Schilling für einen Miethwagen ausgab, saß eher in nassen Klei-

dern, als daß er ein Feuer anzünden ließ, sie zu trocknen, aß gänzlich verdorbene Speisen, damit sie nur nicht umkämen. So trug er mehrere Wochen lang eine Perücke, die er aus einer Gosse aufgelesen, und die vermuthlich ein Bettler weggeworfen hatte.

26.

Elwes war Parlaments-Mitglied. Die Debatten dauerten öfters bis gegen Morgen. Elwes blieb stets bis zu Ende und, ohne sich im Mindesten gegen Kälte und Regen zu verwahren, ging er schnurstracks nach dem Mountiaffen-Haus. Einige andere Mitglieder, die mit ihm einerlei Weg hatten, boten ihm öfters einen Sitz in ihrem Miethwagen an, den er aber nur dann annahm, wenn sie ihn unterwegs trafen, denn dann brauchte er nichts zu bezahlen. Auf einer dieser nächtlichen Wanderungen stieß er sich so heftig an einen Tragsessel, daß er sich an beiden Beinen beschädigte. Sein Neffe, Timms, bei dem er damals wohnte, bestand darauf, ärztliche Hülfe zu suchen. Nothgedrungen überließ er das eine Bein den Heilkünsten eines Apothekers, das andere aber den Heilkräften der Natur, und wirklich hatte er den Triumph, daß dieses um 14 Tage früher gesund wurde.

27.

Einst ritt er mit Mr. Spurling, einem thätigen, geistvollen Rechtsgelehrten aus Essex, nach Newmarket, wo Elwes, ohne etwas zu genießen, die hartgesottenen Eier ausgenommen, von 6 Uhr Morgens bis Abends 8 Uhr auf dem Platze blieb. Spurling hatte klüglich in Newmarket Vorrath für sich mitgenommen. Als sie des Abends heimritten, war es kalt und finster geworden; Spurling, eilig trabend, kam ihm zuvor und hörte, wie er eben durch den Schlagbaum ritt, Elwes rufen: „Hieher, hieher! da ist der beste Weg," und sah, wie dieser mit seinem Pferd den hohen Graben hinabklimmte. „Es ist gar nicht gefährlich, aber das Pferd müssen Sie führen." Mit großer Schwierigkeit legten sie endlich den mühsamen Weg zurück. Spurling rief unwillkührlich: „Nun, Gott

sey Dank, das wäre überstanden." „Ja," sagte Elwes, „Sie meinen den Schlagbaum. Da haben Sie Recht, die Abgabe muß man, ohne die höchste Noth, nie bezahlen." Eine Strecke weiter kamen sie in einen engen Hohlweg, wo Spurling so schnell als möglich durchwollte, indem die Kälte empfindlich auffiel, aber Elwes sehr langsam ritt, denn sein Pferd fraß Heu, das an den Hecken hängen geblieben und das, wie er versicherte, gut sey und nichts kostete.

28.

Sein Wohnhaus würde ganz eingefallen seyn, wenn nicht sein Sohn, Esquier John Elwes, einige Zimmer in baulichem Zustande erhalten hätte. Der Alte behauptete, die Einrichtung sey zu kostbar, schlechteres Geräthe hätte es auch gethan. Zerbrach eine Fensterscheibe, so wurde ein Stückchen weises oder grünes Glas, oder auch Papier eingeflickt, je nachdem es gerade vorhanden war; fror ihn, so ging er im Hause auf und ab, oder sezte sich in die Küche zum Gesinde. In der Aerndtezeit las er bei seinen Pächtern Aehren, eifriger, als der Aermste im Kirchspiel.

29.

Beim Herannahen des Winters suchte er Stroh, Abgänge von Holz, Knochen und allerlei Gestrippe auf als Brennmaterial. Ein benachbarter Edelmann verwunderte sich in deutlichen Ausdrücken, wie Elwes sich anstrengte, ein Krähennest herabzuziehen. „Ey freilich," erwiederte Jener, „ist's eine Schande, daß die Thiere so viel Material zu ihren Wohnungen verderben. Sie könnten's sparsamer einrichten.

Auf einer alten Mähre, die er in Stocke vorfand, ritt er zuweilen spazieren, aber auch das ökonomisch, immer nur auf Rasen, wo das Pferd der Hufeisen nicht bedurfte.

30.

Er aß stark, war aber nicht verzärtelt in seinem Geschmacke. So ließ er einen Hammel schlachten, und aß davon, so lange noch ein Stück übrig war; Wildpret, Fische u. s. w. in dem äußersten Grad der Fäulniß; weggeworfen wurde bei ihm durchaus nichts.

Nie litt er, daß seine Schuhe gepuzt wurden, weil das Putzen sie abnuzte, wie er sagte. Bis an seinen Tod (den 26. Novbr. 1789.) behielt er diesen höchst originellen Geiz, und machte durch sein Leben wahr, was humoristische Dichterlaune je von dieser seltsamen Verstandesverirrung geträumt.

31.

Fresser und Säufer.

Der Römer Liberius Lucius Piso konnte zwei Tage und zwei Nächte hintereinander weg trinken; Dionysius aber hielt es 90 Tage aus. In den Lebensbeschreibungen der Kaiser der Römer sind eine Menge Namen von Trinkern aufgezeichnet, von deren Trinkkraft man nicht selten in Erstaunen gesezt wird. Einige Dichter stehen gleichfalls gar zierlich mit in Reih' und Glied, unter denen z. B. der bekannte trunkliebende Dichter Lobanus Hessus einen Eimer Danziger Bier in einer einzigen Session ausleerte. Zu Bischofsgate, wo in dem dortigen Wirthshause sein Portrait aufgehängt ist, starb im J. 1801 in seinem 92sten Jahre, der sogenannte Fünfbouteillen-Mann. Dieser, das Wirthshaus täglich seit zwanzig Jahren besuchend, ging nie aus demselben, ohne fünf Bouteillen getrunken zu haben, was im Ganzen 35,609 Bouteillen oder 75 Pipen betrug.

32.

Eine Frau ohne Arme.

Im Jahr 1635 kam eine schwedische Frau nach Meiningen, geboren ohne Arme, die aber dennoch mit den

Füßen gar geschickt zwanzigerlei verrichtete. Sie schloß ihr Nähkästchen auf, nahm Zwirn und Nadeln heraus, fädelte ein und nähte. Sie strickte, stickte, wirkte, kämmte sich, schnitt mit Messer und Scheere, gebrauchte die Füße statt der Hände beim Essen, schenkte sich ein, trank, schneuzte sich die Nase, spielte Karte, würfelte, lud eine Pistole, schoß sie ab, wickelte ihr Kind, legte es an die Brust und gab ihm Brei. Sie führte einen Kupferstich bei sich, auf welchem sie abgebildet, und was sie that, darauf verzeichnet war. Darunter stand ihr Name: Magdalene Rudolphs Tbniebin, gebürtig aus Stokholm, meines Alters 39 Jahr, und die Reime:

Dieweil ich dann, daß Gott erbarm,
Hab weder Hand, Finger noch Arm,
Und mich also behelfen muß,
Mach doch dieß Alles mit meinem Fuß.

33.

Die bärtige Jungfrau.

Sie hieß Helena Antonia, geboren im Lüttichischen im Jahr 1489. In ihrem neunten Jahre entsproßte ihrem Kinne das erste Haar. Ihre Eltern sahen es mit Erstaunen, und schnitten es ihr ab, aber vergebens, denn es wuchs nun noch stärker hervor. Voll Verwunderung machten sie die Sache bekannt, und gingen nach Lüttich, wo sie, als arme Leute, ihre wunderbar mit einem kastanienbraunen Barte begabte Tochter dem Bischofe Ernst schenkten, der ein Herzog von Baiern war. Von diesem kam sie zu der Tochter der Erzherzogin Maria von Oesterreich nach Grätz, von der sie Kost und Unterricht erhielt und zu ihren Hofweibern gezählt wurde. Sie war sehr gesund, freundlich, liebreich, war in mancherlei Arbeiten geschickt und erfahren, und hatte viel Verstand. Sie hatte ein langes, feingebildetes Gesicht, funkelnde schwarze Augen, rothe Wangen, und ihr Bart reichte ihr in ihrem achtzehnten Jahre bis auf die Brust hinab. Weiblich gekleidet, nach damaliger Art, trug sie sich größtentheils grün, und eine goldene Gnadenkette zierte sie.

34.

Im Jahr 1622. starb zu Elterlein ein Weib, Kordula genannt, die einen starken Bart hatte, und 1670 lebten zu Hermersdorf zwei alte Schwestern, Christoph Müllers hinterlassene Töchter, welche Bärte hatten und sich rasiren ließen, wenn sie zum heiligen Nachtmahl gingen.

35.

Ein Ravensburger Rathsherr, Johann Bendul (der im Jahr 1677. starb), hatte einen so langen Bart, daß er auf denselben treten konnte. An dem Tage, da sein Sohn im Kloster der Abtei Reichenau als Mönch eingekleidet wurde, wickelte er bei dieser Feierlichkeit, vor den Augen aller Anwesenden, seinen Bart zweimal, wie eine Schärpe, um den Leib.

36.

Andreas Eberhard Rauber, Hofkriegsrath Kaiser Maximilian II., von diesem nebst seiner Familie in den Reichsfreiherrnstand erhoben, war ein eben so gelehrter als stattlicher Mann, begabt mit einer sonderbaren Leibesstärke. Auch die Länge seines Bartes war bewunderungswürdig, der ihm bis auf die Füße und wieder hinauf bis an die Mitte seines Leibes ging. Wenn er im vollen Staate nach Hofe ging, lies er diesen Bart um sich herfliegen, wie ein Fähnlein.

Seine Stärke bewies er in einem Faustkampfe mit einem getauften Juden, der an Gestalt und Kräften ein Riese war, und bestand denselben so männlich, daß sein Gegner halb todt vom Platze getragen wurde.

Aber weit merkwürdiger war sein Kampf um seine Braut.

Kaiser Maximilian hatte in seiner Jugend ein schönes Oesterreichisches Fräulein geliebt und mit ihr eine

Tochter gezeugt. Schön und lustig wuchs das Pfand dieser Liebe, genannt Helena Scharrsegin, heran, geschmückt mit allen Reizen weiblicher Schönheit, und bekam der Freier gar viele. Vor Allen aber besonders bemühten sich Helenens Hand zu erhalten ein reicher, vornehmer Spanier und unser Herr Rauber. Den Spanier begleitete der Ruhm eines kühnen Helden; er war ein wohlgebildeter, starker und rüstiger Mann.

Zwar kannte man auch Raubers Stärke, aber man wußte nicht zu entscheiden, welcher der Stärkere von Beiden sey. Doch das war bekannt, daß ein jeder den Besitz der schönen Helene aufs heftigste wünschte.

Der Kaiser versprach die Hand derselben dem, der sie erkämpfen würde. Kampf und Anerbieten nahmen die Liebhaber an, obgleich die Kampfbedingungen sonderbar genug waren.

Beiden Kämpfern wurde ein Sack, nach der Größe des Gegners verfertigt, gereicht, und der Kaiser erklärte, daß derjenige, welcher den Andern in den Sack stecken würde, wohlbelohnt, geehrt und der Bräutigam seiner Tochter sein sollte.

Der Kampf begann und wurde, im Angesicht des Kaisers und des ganzen Hofes, lange Zeit mit gleichem Vortheil, Glück und ziemlich gleicher Stärke geführt. Endlich aber gelang es Raubern doch, seinem Gegner den Sack über den Kopf zu werfen, ihn umzustürzen und völlig in den Sack zu schieben.

Das Gelächter war sehr groß, und der Spanier, dessen Stolz sein Unglück nicht zu ertragen vermochte, entfernte sich alsobald vom Kaiserlichen Hofe, indeß Rauber viel Lob einerndtete, Helenens Hand, und mit derselben eine schöne Aussteuer erhielt. Die erkämpfte Braut wurde sein Weib.

Die Redensart: den Andern in den Sack zu stecken, und das Sprüchwort:

Wer des Andern vermag,
Der steckt ihn in den Sack;

haben wir behalten, aber wir kämpfen nicht mehr auf diese Art um Bräute.

37.

Der Taschenspieler Peladine.

Aus Berlin wurde den 25. Nov. 1747 Folgendes geschrieben: „Hier hält sich jezt ein Magus auf, Thomas Peladine genannt, gebürtig, wie er sagt, aus Livorno, der erstaunende Kunststücke hervorzubringen weiß. So verwandelt er z. B., was es auch sey, das man ihm giebt, in eine verlangte Holzsorte. Hier verwandelte er ein Buch in Eichenholz. Jedoch bringt er sogleich Alles wieder in seine vorige Gestalt. Er bringt herbei alle Arten von Vögeln; wirft Einer ein mit Wein gefülltes Glas zu Boden, daß es in hundert Stückchen bricht, der Magus bewirkt, daß alle diese Scherben wieder sich zusammenfügen, daß das Glas wieder ein ganzes Glas wird, mit Wein, wie zuvor, gefüllt. Einem großen Minister, bei welchem er seine Künste zeigte, bot er an, vor seinen Augen seinen Bedienten in ein Pferd zu verwandeln. Dies wird zugegeben. Der Diener fällt sogleich in einen tiefen Schlaf, und nach und nach verwandeln seine Glieder sich in die eines Pferdes. Schnell wird er wieder ein Mensch, und Niemand kann ihn vom Schlafe wecken, als des Künstlers Ruf."

38.

Ein zweiter Brief, eben daher, erzählt:

„Der Künstler Peladine macht schöne Kunststücke öffentlich und in Privathäusern. Einem seiner Zuschauer steckte er eine Karte in die Tasche. Als dieser sie herausnehmen wollte, fand er statt derselben einen lebendigen Sperling in derselben. Diesen sollte er wieder einstecken und erklären, was er weiter verlange. Es war

ein Papagei; und siehe da, zu Aller Verwunderung kam ein Papagei hervor. In seinem ausgegebenen Avertissement heißt es: „Thomas Peladine, gebürtig aus Livorno, wird zeigen, daß er mehr als hundert Geheimnisse der natürlichen Magie, oder weißen Kunst, besitzet. Er wird einem lebendigen Thiere den Kopf abhauen lassen, ihn wieder an seine Stelle setzen und das Thier lebendig machen. Er wird jede Sache in ein lebendiges Thier verwandeln u. s. w."

39.

Ein drittes Schreiben aus Berlin vom 12. December erzählt von Peladine:

„Was die Hauptkunststücke dieses Künstlers und seine Verwandlungen betrifft, so zeigt er sie nie unter dem Preise von 50 Dukaten. Er verwandelt vor den Augen, setzt aber sogleich Alles wieder in seinen vorigen Zustand. Er kömmt denen, welchen er Etwas in die Taschen practicirt, nie über zehn Schritte nahe. Er kömmt, wenn er verlangt wird, allein und ohne Begleitung. Seine äußere Figur hüllt sich prächtig in Gold und Sammet. Er ist ein schöner, freundlicher Mann. Er hat weder Tasche noch Werkzeug bei sich, sondern steht frei, mitten im Zimmer, oder vor einem Tische. Er erlaubt, alle seine Handlungen zu beobachten. Was er bedarf, läßt er sich im Hause geben, und die meisten Verrichtungen machen die Zuschauer selbst. Was er thut, thut er ganz gelassen, mit zufriedenem, ruhigem, doch nachdenkendem Gesichte. Der Marquis *** begehrte für 50 Dukaten eine Menschenverwandlung in ein Thier zu sehen. Peladine kam. Ein Küchenjunge wurde gewählt, in ein wildes Schwein verwandelt zu werden. Er kömmt, verschwindet vor den Augen der Gesellschaft, und aus der Ecke des Zimmers kömmt ein Frischling gelaufen, verschwindet gleichfalls, und der Junge steht wieder da. Ein zweiter Junge wird in einen Pudel verwandelt, Peladine zieht seinen kostbaren Degen, hauet dem Pudel den Kopf ab, setzt ihm denselben wieder auf, der Hund verschwindet, und der Junge steht gesund wieder

da. Beide Küchenjungen haben nicht die geringste unangenehme Empfindung gehabt, außer daß sie geglaubt haben, sie hätten geschlafen."

40.

Nachrichten von merkwürdigen Zwergen.

Die Alten hatten eine ganze Zwergen-Nation, Pygmäen genannt, von deren Kriegen mit den Kranichen Dichter sangen und Naturforscher schrieben.

Die Dichter der Griechen übertrieben den Spott und nannten einen Menestratus, den eine Ameise, auf der er ritt, abwarf und ihn mit ihren Füßen zertrat, einen Hermon, der so klein und künstlich war, daß er durch ein Nadelöhr springen konnte, Demas, so leicht, daß er auf einem Spinnengewebe tanzen konnte; Markulus, der mit seinem Kopfe ein Loch in ein Sonnenstäubchen bohrte, und dergleichen Artigkeiten mehrere.

Nicephorus erzählt, zu den Zeiten des Kaisers Theodosius sey in Aegypten ein Zwerg gezeigt worden, der nicht größer als ein Rebhuhn und ein vortrefflicher Sänger gewesen sey. Eine Nachricht, die wohl ein wenig übertrieben seyn mag!

Zu Lyon sah Cassianus zwei Zwerge, von denen keiner über eine Elle hoch war, der eine einen schönen röthlichen Bart hatte, und die man wie Kinder auf den Armen trug. Einen eben nicht größeren Zwerg, der in einem Papagei-Käfig herumgetragen wurde, hat Cardanus gesehen.

41.

Bei den Römern, wo die Lüsternheit nach seltenen Dingen stets stieg, waren unter den Kaisern die Zwerge sehr begehrte Wesen. Sie führten dieselben sogar auf die Fechterplätze, mit einander zu fechten. Domitianus, beliebten Andenkens, gab Fechterspiele bei Nacht,

in welchen Weiber und Zwerge mit einander fechten mußten.

Marcus Antonius hatte einen Zwerg um sich, der gar verständig und klug, und nicht völlig 2 Fuß hoch war. Zum Spaß wurde er Sisiphus genannt.

Kaiser Augustus ließ die kleinen Menschlein in allen Ländern zusammensuchen, die jedoch artig und lebhaft seyn mußten, ließ sich von ihnen vorplaudern und spielte mit denselben um Nüsse, und wollte unter Kindern ein Kind seyn. Unter ihnen war ein gewisser kleiner Lucius, den er in einem Schauspiele auftreten ließ, der nicht 2 Fuß hoch war, nur 17 Pfund wog, und dennoch eine sehr starke Stimme hatte. Er soll ihm haben eine Statue errichten lassen.

Ueber den Kaiser Tiberius hatte ein Zwerg, der mit ihm an seiner Tafel speiste, die vollkommenste Macht und Gewalt. Er konnte sogar Hinrichtungen beschleunigen.

Der Tyrann Commodus hatte einen jungen, feinen Zwerg, der ganz nackt ging, und blos mit Gold und Edelsteinen behangen war, den er sehr lieb hatte, deßhalb Philocommodus nannte, der bei ihm schlief, und über ihn und seine Grausamkeit alles vermochte.

42.

Am türkischen Hofe waren die Zwerge, Giuge dort genannt, gar sehr geschäzt, und einer, der taubstumm und noch dazu verschnitten war, wurde ganz besonders hoch geschäzt. Der Sultan erlustigte sich und spielte mit diesen hochgeehrten Menschlein. Durch einen solchen Zwerg ließ Soliman einen Soldaten, aus Nürnberg gebürtig, ermorden. Das geschah mit vieler Anstrengung von Seiten des Zwergs, mit einem kleinen Säbel, zum erbaulichen Vergnügen der Spektatoren.

43.

In Frankreich waren unter den Königen Franz I. und Heinrich II. am Hofe die Zwerge sehr beliebt. Der kleinste unter ihnen, der hernach Protonotarius wurde,

wurde der große Hans (Grand Jean) genannt, sowie man zu Juvenals Zeiten scherzweise einem bekannten Zwerg den Namen des Riesen Atlas gab. — Zu dieser Zeit ließ ein Mailänder sich wie ein Papagei in einem Käfig herumtragen, und eine Zwergin aus der Normandie, am Hofe der Königin, war in dem Alter von 18 Jahren nur 18 Zoll hoch. Die Mutter König Ludwigs XIII. führte die Hofzwerge wieder ein.

44.

In Italien wurden im XVI. Jahrhunderte von den Großen die Zwerge sehr gesucht. Ein gewisser Cardinal Vitelli hielt deren 34 als Diener. Diese Mode kam auch nach Deutschland, alle Höfe mußten Zwerge unter den Hofdienern haben.

45.

Als im J. 1716 in Petersburg das herzoglich kurländische Beilager gehalten wurde, veranstaltete Fürst Menzikoff folgenden Spaß: Als Schauessen wurden auf die beiden vornehmsten Tafeln zwei Pasteten aufgetragen, jede etwa ¾ Ellen lang, aus welchen zwei wohlgekleidete Zwerginnen hervorkamen, deren eine der Czar Peter bis zur Brauttafel trug, auf welcher beide Zwerginnen eine Menuet tanzten. Dieser Zwergen-Spaß brachte auf den Gedanken, in eben diesem Jahre eine Zwergen-Hochzeit durch und mit lauter Zwergen zu feiern. Tags vorher fuhren Zwerge als Hochzeitbitter in Petersburg umher, und bei dem Zuge zur Trauung gingen Zwergen-Marschälle voraus, und dem Brautpaar folgten der Czar selbst, die Minister, Kneesen, Bojaren, Offiziere und eine Reihe von zweiundsiebenzig Zwergen, von denen mehrere über 200 Meilen weit her herbeigeholt worden waren. Eine Menge Zuschauer drängten sich mit in die Kirche ein. — Dort, als der Priester den Zwergen-Bräutigam fragte: ob er seine Braut zur Ehe haben wolle? antwortete dieser, sich gegen dieselbe wendend: „Dich und keine Andere.“ Als nun die Braut gefragt wurde, ob sie diesen Bräutigam zum Manne haben wolle, und ob sie

sich nicht etwa einem Anderen versprochen habe? erwiederte dieselbe: „Das wäre ja wohl artig," mit einer ganz klaren, kaum vernehmlichen Stimme. Der Czar hielt selbst den Kranz nach russischem Gebrauche über sie. Den Hochzeitschmaus, auf welchem es sehr hoch herging, richtete der Czar auch aus, und das Schlafzimmer des kleinen Brautpaares war im kaiserlichen Pallaste.

Diesen Spas wiederholte im Jahr 1713. des Kaisers Schwester, Natalie, und veranstaltete eine Hochzeit für ihre Zwerge, zu welcher alle Zwerge des ganzen Reichs, 90 an der Zahl, eingeladen wurden. Sie wurden in kleinen, mit kleinen schottländischen Pferden bespannten Kutschen herbeigeholt, und zogen in großer Prozession mit Musik durch die Straßen von Moskau, von zwei Eskadrons Dragonern begleitet, das andringende Volk in Respekt zu halten. Es war ein ganz sonderbarer Anblick, so etwas zu sehen. Nach der Tafel folgte ein Ball, und die Prinzessinnen selbst führten die Zwergbraut zu Bette.

Eben so prächtig und ausgezeichnet ließ der Czar auch 1715 einen seiner Lieblingszwerge begraben.

46.

Als die Gräfin D'Aunay nach Spanien kam (1679), fand sie daselbst die Gewohnheit, daß vornehme Damen sich von Zwerginnen bedienen ließen, und am Königlichen Hofe war ein Zwerg, genannt Louisillo, aus Flandern gebürtig, den die Gräfin so artig fand, daß sie sagte, sie habe nie etwas Artigeres gesehen. Er war wohlgestaltet, proportionirt und hatte in den Wissenschaften wenig seines Gleichen. Gieng er spaziren, so begleitete ihn ein Stallknecht zu Pferde, der ein gar kleines wohlgewachsenes Zwerg-Pferdchen vor sich trug, bis Louisillo Lust bekam, sich aufzusetzen, denn das Pferdchen würde sonst zu müde geworden seyn, wenn es hätte stets laufen sollen. Das Zwerglein verstand es wohl, gut zu reiten, regierte das Pferdlein mit Klugheit

und Verstand, und war, wenn er darauf saß, mit samt demselben nicht über anderthalb Ellen hoch. Er wußte auch gar zierlich seine National-Tänze zu tanzen.

47.

Von den ältesten Zeiten her spielten die Zwerge, besonders an Höfen, Rollen und kamen daher auch in die Ritter-Romane. Deßhalb gaben die Romanziers ihnen auch sogar Könige. Einer dieser Zwergenkönige, genannt Laurin mit der Nebel-Kappe, bewahrte seinen Rosengarten mit großer Mannheit und Zauberlist, bis er zuletzt von den Helden überwunden wurde, und gezwungen ihr Gaukelmann seyn mußte.

Man sah sie all in frewden stan
On künig Laurin,
Der must zu Bern ein Gaukler sein.

In den Ritterbüchern findet man die Zwerge auf Thürmen als Wächter, als Vertraute in den Schlössern, als Begleiter auf Reisen, und überall, wo es eben rittermäßig hoch hergehen sollte. Seinem Herrn oder seiner Gebieterin ritt, wenn sie auf Reisen waren, der Zwerg voran, und gab mit seinem Horne das Zeichen der Ankunft vor Schlössern, Thoren und Schlagbäumen. Seitwärts hielt er, bei Kämpfen, und trug in einer ihm zur Seite hängenden Büchse die Wundsalben, deren die Ritter so oft bedurften. Im Schlosse bediente er seinen Herrn, machte Späße und unterhielt ihn durch Erzählungen, wenn dieser verwundet auf dem einsamen Lager lag, und Unmuth und Langeweile ihn quälten. So war er überall zu brauchen und zu haben, und machte seinen Gebietern sich fast unentbehrlich. Auch gehörte seine Form nnd Gestalt schon in das Reich der romantischen Ritter-Abenteuerlichkeit, wohin die Fantasie der Romanziers ihn verpflanzt hatte.

48.

Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg hatte einen Zwerg, genannt Just Bertram, der nur zwei Fuß hoch war. Er starb, 15 Jahre alt (1617), an einem Sturz vom Pferde.

Erzherzog Leopold von Oesterreich hatte an seinem Hofe zu Inspruk einen Zwerg, der, 24 Jahre alt, nur 4 Spannen hoch, und dessen Schwester, 28 Jahre alt, nicht größer als er war. So sieht man sie in Lebensgröße abgemalt. Auf dem Schloße zu Ambras ist ein Zwerg abgebildet zu sehen, Thomas genannt, der nur 3 Querhände lang war, einer desgleichen im männlichen Alter einen Ellenbogen lang.

Im Jahre 1662 wurde zu Wien auch eine Zwergen-Hochzeit gefeiert, zu der nur Zwerge eingeladen waren.

Der Cardinal Bonzi verehrte (1679) der Königlich Spanischen Braut einen Zwerg, einen Ellenbogen lang, der derselben gar wohlgefiel und große Freude machte.

Jeffery Hudson, geboren 1619 zu Abham in England, war im 24. Jahre seines Alters 2 Fuß hoch. Er wurde auch von des Herzogs von Bukingham Koche in eine Pastete gesetzt. In den Diensten Kaiser Karls II. starb er, 63 Jahre alt, im Gefängnisse, weil er in einem Verschwörungs-Complotte ergriffen worden war.

49.

Zerah Colburn,

das merkwürdige Zahlen-Genie.

Zerah Colburn, ein achtjähriger Knabe in London, besitzt, ohne jemals die gewöhnlichen Regeln der Rechenkunst erlernt zu haben, ohne den Gebrauch und

die Eigenschaften der arabischen Zahlen zu kennen und ohne Anschein, daß das Rechnen jemals seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe, wie durch innere Anschauung, das seltene Talent, eine große Menge arithmetischer Aufgaben durch eine bloße Geistes-Operation aufzulösen, ohne sichtbarer Zahlzeichen, oder irgend eines mechanischen Kunstwerks sich zu bedienen.

Man sah diesen gebornen Nordamerikaner im Jahre 1812 in dem Ausstellungs-Saal (Spring-Gardens) in London. Mehrere in mathematischen und phisikalischen Kenntnißen sehr ausgezeichnete Männer haben ihn besucht und sind über seine außerordentliche Fähigkeit erstaunt. Sie fanden das, was von ihm angekündigt war, wahr, nemlich: nicht nur schnell und mit der größten Leichtigkeit die genaue Zahl von Minuten und Sekunden einer gegebenen Zeit zu bestimmen; jede andere Frage dieser Art richtig zu beantworten, und die Produkte aus 2-, 3- und 4ziffrigen Zahlen mit eben so viel Ziffern enthaltenden anzugeben, die Faktoren einer 6 oder 7 Stellen habenden Zahl leicht und schnell anzugeben, Zahlen auf höhere Potenzen zu erheben, und ihre Wurzeln anzugeben, auch zu bestimmen, ob eine Zahl eine Primzahl, (welche keinen andern Divisor haben, als die 1 und sich selbst) seye oder nicht, wofür die Mathematiker bis jetzt noch kein Gesetz gefunden haben.

Dieses Kind löset alle diese Aufgaben und eine Menge anderer von derselben Art mitten unter seinen kindischen Beschäftigungen mit einer solchen Genauigkeit und Geschwindigkeit auf, daß man es nicht besuchen kann, ohne in das größte Erstaunen zu gerathen.

50.

In einer Gesellschaft von Freunden, welche sich in der Absicht vereinigt hatten, um über den besten Plan übereinzukommen, die Absichten seines Vaters in Hinsicht seiner Erziehung zu befördern, unternahm dies Kind, und es gelang ihm, die Zahl 8 zur 16. Potenz

zu erheben (sie 15mal mit sich selbst zu multipliciren), und das Resultat, die große blos im Kopfe berechnete Zahl 281,474,976,710,656, war ganz richtig. Man ließ ihn dasselbe mit andern Zahlen von einer Ziffer wiederholen und er berechnete sie Alle durch wirkliche Multiplikation und nicht mittelst des Gedächtnisses bis zur zehnten Potenz mit so viel Leichtigkeit und Schnelligkeit, daß derjenige, welcher die von ihm gegebenen Resultate aufschrieb, ihn bitten mußte, nicht so geschwind zu rechnen. Von zweiziffrigen Zahlen erhob er einige bis zur 6., 7. und 8. Potenz; aber nicht immer mit gleicher Leichtigkeit. Je größer nemlich die Produkte wurden, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten.

51.

Man fragte ihn um die Quadratwurzel von 106,929. Sogleich, ehe man diese Zahl nur hatte hinschreiben können, erwiederte er: 327. Man fragte ihn dann nach der Cubikwurzel von 268,336,125, und mit derselben Leichtigkeit und Geschwindigkeit antwortete er, 645. Mehrere gegenwärtige Personen legten ihm andere Fragen von derselben Art über Potenzen und Wurzeln sehr beträchtlicher Zahlen vor, und er beantwortete sie mit dem nämlichen Erfolge und gleicher Geschwindigkeit.

Einer der Umstehenden fragte ihn nach den Zahlen, deren Multiplikation das Product 247,483 gäbe. Er antwortete sogleich: 941 und 263, welche wirklich die einzigen sind, welche dieses Produkt geben. Ein Anderer legte ihm dieselbe Frage über die Zahl 171,395 vor, und er zählte sogleich folgende Faktoren derselben auf: $5 \times 34{,}279$; $7 \times 24{,}485$; 59×2905; 83×2065; 35×4897; 295×581 und 413×415. Man verlangte dann die Faktoren von 36,083 von ihm zu wissen, und er sagte sogleich: daß diese Zahl keine habe, und sie ist wirklich eine Primzahl. Man hatte sonst die Zahl 4,294,972,967 ($= 2^{32} + 1$) für eine Primzahl gehalten, aber Euler zeigte, daß sie das Produkt der Zahlen

641 und 6, 700, 417 sey. Man legte dieselbe Zahl dem Kinde vor, und sogleich fand es durch seine Anschauungsgabe beide Faktoren. Man sagte ihm andere willkührlich gewählter Zahlen, und es gelang ihm immer, ihre Faktoren richtig anzuzeigen, oder daß sie keine hätten, Eigenschaften, die er fast in dem Augenblicke entdeckte, in dem sie ihm zur Beurtheilung aufgegeben wurden.

Man fragte ihn, wie viel Minuten 48 Jahre enthielten, und ehe man Zeit hatte, diese Frage niederzuschreiben, antwortete er: 25,228,800 und fügte gleich noch hinzu: oder 1,513,728,000 Secunden. Mit gleicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit beantwortete er andere Fragen von derselben Art richtig, so daß er alle Anwesenden in Erstaunen setzte und ihnen wünschen ließ, daß man wo möglich Mittel finden möchte, eine so außerordentliche Fähigkeit ausgebreiteter und nützlicher zu machen.

Jeder wünschte einige Aufschlüsse über die Art, welche dieses Kind in den Stand setzten, die verwickeltsten arithmetischen Aufgaben so schnell und so richtig zu beantworten, zu erhalten, und man befragte es sehr sorgfältig über diesen Punkt; allein es fand sich immer außer Stand, darüber eine Erläuterung zu geben und erklärte bestimmt, was auch durch alle Umstände gerechtfertigt wurde, daß es selbst nicht wüßte, woher ihm die Antworten kämen.

52.

Wenn es zwei Zahlen mit einander multiplizirte und Zahlen zu Potenzen erhob, war nicht allein aus der Bewegung der Lippen, sondern auch aus einigen nachher bemerkten eigenen Erscheinungen zu ersehen, daß im Geiste desselben eine besondere Operation vorging. Die Geschwindigkeit seiner Antwort gestattete die Vermuthung nicht, daß er nach der bekannten und gewöhnlichen Methode rechne, und dieß um so weniger, weil er die gemeinen arithmetischen Regeln gar nicht kennt und keine Multiplikation und Division auf dem Papier machen kann. Allein wenn er die Wurzeln oder die Faktoren

größerer Zahlen angeben soll, scheint in seinem Kopfe keine eigentlich sogenannte Operation vor sich zu gehen, da er seine Antwort unmittelbar, d. h. nach wenigen Sekunden gibt, und diese Auflösung durch die gewöhnlichen Methoden eine lange, mühsame Rechnung erfordern würde. Man weiß auch, daß man noch keine bekannte Methode hat, eine Primzahl sogleich zu erkennen, wie dieß bei diesem Kinde der Fall ist.

53.

Meerweiber.

Es erzählt die Belfast chronicle vom 1. Oktbr. des Jahrs 1814 nach einem Schreiben aus Partmuk auf der Insel Maggen vom 29. Septbr. d. J. datirt, unterzeichnet William Dellan, welcher schreibt: „Er habe Tages vorher, Morgens 6 Uhr, eben seine Netze etwa eine Viertelstunde weit von der Küste ausgeworfen, als er etwas über dem Wasser bemerkte, das er zuerst für ein Meerkalb gehalten habe. Da er jedoch näher gekommen sey, habe er zu seinem großen Erstaunen ein menschliches Wesen gesehen, welches mit den Händen sich bewegte. Da er nun in den Zeitungen gelesen, daß man an der schottländischen Küste oft ein sogenanntes Meerfräulein gesehen habe, so seye ihm eingefallen, ob dieß nicht ein ähnliches Wesen seye. Die Knaben, welche er bei sich im Boote hatte, erschreckte diese unerwartete Erscheinung, und er ließ einen großen Wasserhund, welchen er bei sich hatte, darauf losgehen. Während der Hund hinschwamm, feuerte er eine Flinte auf das Meerweib ab und verwundete dasselbe am Leibe und Schwanze. Sogleich ergriff es der Hund bei den Haaren und hielt es fest, obgleich es oft versuchte, mit demselben unter's Wasser zu tauchen. Dellan ruderte nun drauf zu, und es gelang ihm, dasselbe zu umstricken und in's Boot zu ziehen. Durch den Blutverlust äußerst ermattet, sträubte es sich dennoch gar sehr und gab Töne von sich, ähnlich dem Geschrei eines Kindes. Er band es mit Stricken fest. — Als er an's Land kam, füllte er ein Boot mit Seewasser, in welches er das Geschöpf setzte, und in welchem es sich

bei Abgang des Briefes noch befand. Die Wunden desselben waren beinahe geheilet. Es nährte sich von Fischen, aber am liebsten von Häringen. Das Haar dieses Meerweibes ist über eine (englische) Elle lang und dunkelgrün, die Nase platt, die Augen sind roth, der Mund ist groß. An jeder Hand hat es nur drei sehr spitzige Finger und einen Daumen. Vom Scheitel bis zur Spitze des Schwanzes mißt dasselbe 5 Fuß 4 Zoll. Von den Hüften aufwärts gleicht es ganz einem Menschen weiblichen Geschlechts. Die Hautfarbe ist beinahe weiß, mit Ausnahme des Schwanzes, der Gestalt und Farbe eines Kabeltaus hat. Mehrere in dem Briefe angeführte Personen haben das Meerweib gesehen."

54.

Im Jahr 1683 und 1714 wurden bei Amboine Meerweiber gesehen und gefangen; bis an den Nabel waren sie völlig wie Weiber gestaltet, mit vollem Busen, hatten lange, grünliche Haare, glänzende Augen, zwischen den Fingern aber Schwimmhäute, waren am untern Theil fischgeschwänzet, und lebten am Lande nicht lange. Der glaubwürdige Valentyn giebt Beschreibungen und Abbildung davon, in seinem kostbaren und in Teutschland so seltenen Werke.

55.

Im Jahr 1610 sah der Capitain John Smith am Ufer des Meeres des Virginischen Hafens St. Johannis ein Meerweib rasch heran schwimmen. Ihr Gesicht war fein gebildet, Augen, Nase, Ohren, Mund, Hals ganz menschlich, ihr Antlitz jungfräulich fein. Ihre türkisblauen Haare wallten über ihre weißen Schultern hinab. Kaum erblickte das Meerfräulein Menschen, als es untertauchte, bald aber sich wieder über's Wasser erhob, wo man sah, daß nur bis an den Nabel dieses Meerwunder menschlich, unten hinab aber wie ein Fisch gebildet war. Sie schwamm aufs Schiff zu, hineinzusteigen, wurde aber sehr ungalant von den Matrosen mit Prügeln abgetrieben.

56.

Zu Enkhuysen in Holland — erzählt Bartholinus — sieht man noch die Abbildung eines Meerweibes, welches an den Strand getrieben und gefangen wurde. Es ist ganz gewiß, daß Meergeschöpfe vorhanden sind, welche zur Hälfte den Menschen gleichen. So wurde ein Seemann bei Brasilien gefangen, und zu Leiden, in Gegenwart meines gelehrten Freundes, Johann de Laet, gleichfalls einen, der bis zum Nabel herab einem Menschen ganz gleich sah, von da aber endigte er sich in ein unförmliches Stück Fleisch, welches nicht einmal einem Schwanze ähnlich sah. Von diesem Seemenschen befindet sich noch in meiner Naturalienkammer eine Rippe und eine Hand.

57.

Einen todten Meermann mit einem menschlichen Angesicht, aber platter Nase, unten wie ein Fisch gestaltet, mit andern todten Fischen durch einen Sturm an's Land getrieben, sah der Prediger Angel 1719 mit eigenen Augen; und Lukas Debes in seinen Nachrichten von den Faröischen Inseln erzählt, 1670 seye bei Farör ein Meerweib gesehen worden, welches aufrecht bis an den Nabel über das Wasser sich erhoben hatte, wie es drittehalb Stunden lang allgemein gesehen wurde. Die Haare hingen der Meerfrau über die Schultern bis auf's Wasser hinab, und in der rechten Hand hielt sie einen Fisch. —

Mehrere schwedische Schiffer sagten gerichtlich aus, 1723 den 20. Septbr. einen Meermann gesehen zu haben, und einer derselben hatte vorher auch ein Meerweib gesehen.

58.

Donna Pedegache, die Wunderseherin.

Nach den Erzählungen verschiedener Reisebeschreiber besaß diese merkwürdige Frau die Gabe, tief in den Schoos der Erde, selbst in die menschlichen Körper hineinzusehen.

Als ein Kind von 3 Jahren entdeckte sich diese Eigenschaft an ihr, in welchem Lebensalter sich noch kein Betrug vermuthen läßt. In diesem Alter, als ihre Magd den Tisch deckte, sagte sie von ihr, daß dieselbe ein Kind im Leibe habe, da man noch gar keine Vermuthung von der Schwangerschaft der Magd hatte. Der Erfolg bestätigte ihre Angabe. Als dieß bekannt wurde, versuchten die Damen in Lissabon die wunderbare Anlage des Kindes dadurch, daß sie ihre Schooshündchen besehen ließen, und die Kleine sagte nicht nur, mit wie vielen jungen Hündchen sie trächtig waren, sondern gab auch ihre Farben an. Und es traf ein. Sie wurde älter, und sah durch alle dichte Körper so, daß sie Diebstähle in den verborgensten Winkeln der Häuser entdeckte, daß sie verborgene Quellen und Metalle unter der Erde sah.

Donna Pedegache machte einst, in Gesellschaft einiger Freunde, eine Reise durch einen Theil von Portugal, auf welcher sie über ein kleines Gebirg kam. Von Ungefähr sah sie aus dem Wagen heraus, befahl still zu halten und sagte: daß hier etliche 30 Fuß tief ein schönes Denkmal des Alterthums verborgen liege. Dieses seye ein Becken oder Bassin von beträchtlicher Größe, mit den schönsten Arbeiten geziert. Dieß wurde dem Hofe angezeigt, es ward nachgegraben, und das schöne Denkmal des Alterthums wurde wirklich gefunden.

59.

Die gehörnte Frau.

Der geschickte Anatom und Naturforscher, Professor Kretschmar, hatte eine fast 60jährige Frau aus dem benachbarten Odenwalde bei sich im Hause, die eine seltsame Naturerscheinung darbot, und von Aerzten und Liebhabern der Naturgeschichte in Augenschein genommen zu werden verdiente. Sie hatte erst in spätern Jahren auf dem Kopfe einen langen, wie ein Horn gestalteten Auswuchs erhalten, den sie, eben so wie der Hirsch, periodisch ablegte. An die Stelle des abgeworfenen Hornes wuchs dann immer ein neues Horn aus dem Kopfe empor, das schnell die vorige Größe wieder erreichte.

60.

Menschen von außerordentlicher Leibesstärke.

Louis de Bouflers, mit dem Zunamen der Starke, der im Jahr 1534 lebte, war sehr stark und behende. Wenn er beide Füße zusammengestellt hatte, so konnte ihn kein Mensch einen Schritt weder vor noch rückwärts stoßen. Er zerbrach ein Hufeisen mit leichter Mühe, und konnte einen Stier bey seinem Schwanze überall hinziehen. Er hob ein starkes Pferd in die Höhe, und trug es auf seinen Schultern fort. Er sprang in voller Rüstung auf ein Pferd, ohne es zu berühren, und ohne den Fuß in die Steigbügel zu setzen. In einem zwei hundert Schritte weiten Laufe kam er dem schnellsten spanischen Pferde zuvor.

61.

Ein gewisser Barsabas, der zu Anfange dieses Jahrhunderts lebte, und Major in französischen Diensten war, besaß eine solche Stärke, daß wenn er zu Pferde fest saß, und anschloß, er dem Pferde die Knochen zerbrach. Er kam einmal in eine Schmiede, und brachte dem Schmied ein starkes Stück Eisen zu bearbeiten. Als dieser sich nun etwas entfernte, so nahm Barsabas den Ambos und verbarg ihn unter seinem Mantel. Der Schmied, welcher das Eisen auf demselben schmieden wollte, erstaunte sehr, als er ihn vermißte, und noch mehr, als er sahe, daß dieser Offizier den Ambos ohne Schwierigkeit wieder an seine Stelle setzte. An der Tafel seines Generals nahm Barsabas eine silberne Schaale, in welcher sich Wein befand, und drückte sie in der Hand zu einem Becher so zusammen, daß der Wein bis über den Kopf in die Höhe sprizte. Ein Gaskonier, den er in einer Gesellschaft beleidigt hatte, überreichte ihm eine Ausforderung. „Sehr gern, antwortete Barsabas, allein fühlen Sie einmal hierher.“ Der Gaskonier reichte ihm die Hand, welche der Major so drückte, daß alle

Knochen zerquetscht wurden, und er also außer Stand gesetzt wurde, sich mit ihm zu schlagen.

62.

Es gab ehedem außerordentlich große und starke Leute in der Mark Brandenburg. Zu diesen gehört Joachim von Schapelow, der zu den Zeiten des Churfürsten Johann Georg in der Mitte des 16. Jahrhunderts lebte. Dieser mußte sich einst auf Befehl des Churfürsten mit einem andern sehr großen und starken Manne, der sich eben in Berlin aufhielt, in einen Kampf einlassen. Schapelow warf diesen sogleich nieder, dann ergriff er ihn wieder, hielt ihm die Hände fest, und hatte nichts weniger im Sinne, als ihn aus dem Fenster zu werfen, doch dieses wurde nicht verstattet. Der Churfürst erlaubte ihm einst, so viel Wein aus seinem Keller zu nehmen, als er mit einemmal heraustragen könnte. Schapelow nahm ein volles Faß unter den rechten, und eins unter den linken Arm, dann faßte er mit den vier Fingern einer jeden Hand eins beym Spundloche, und also zusammen vier Fässer, und so gieng er mit der größten Schnelligkeit davon. Der Churfürst rief ihm nach: Schapelow! Schapelow! diesmal mag's geschehen, wir werden dich aber wohl nicht sobald wieder in unsern Weinkeller schicken.

63.

Ein Anderer, mit Namen Heinrich von Kottwitz, war so stark, daß er mit der rechten Hand einen großen Mühlstein in der Mitte fassen, und bis an den Kopf in die Höhe heben konnte.

64.

Der wunderbare Crichton.

Unter den von der Natur außerordentlich begünstigten Menschen, die von Zeit zu Zeit mit einer Menge vereinigter Talente auf unserem Erdball erschienen sind, scheint Niemand so weit über das gewöhnliche Ziel mensch-

licher Kräfte erhaben gewesen zu seyn, als jener berühmte Britte, der vor zweyhundert Jahren unter dem Namen des wunderbaren Crichton bekannt war. Seine Geschichte sieht einem Wunder ähnlich, das wenig Wahrscheinliches, aber zuverlässige Beweise der Wahrheit hat.

Crichton war sehr wohl gebaut und vereinigte mit der körperlichen Schönheit und einem sehr einnehmenden Wesen eine so seltene Stärke und Aktivität, und führte seinen Degen mit der linken Hand so geschickt, daß er selten jemand fand, der es wagen wollte, sich mit ihm zu schlagen.

Er vollendete seine Studien zu St. Andrews in Schottland, und kam im 21ten Jahre seines Alters nach Paris, wo er einige Tage nach seiner Ankunft eine gelehrte Ausforderung an die Pforten des Navarrischen Collegiums anschlagen ließ. Er forderte alle Gelehrte der Universität auf, mit ihm zu disputiren, und überließ seinem Gegner die Wahl von 10 Sprachen und allen Wissenschaften.

An dem bestimmten Tage fanden sich dreytausend Zuhörer ein, um den Ausgang des gelehrten Streits zu beobachten, zu welchem sich vier Doktores der Theologie und fünfzig Magistri der freien Künste darstellten. Einer seiner Gegner bekennt offenherzig, daß er alle Doktores und Magistri siegreich überwunden habe, und daß hundert Jahre Studiren ohne Essen und Schlafen nicht hinlänglich seyn würden, um so viele und gründliche Kenntnisse zu erwerben. Nach einem Streit von 9 Stunden beschenkten ihn der Präsident und die Professores mit einem Diamant und einem Beutel voll Gold, und alle Zuschauer belohnten ihn mit lautem Beifall.

65.

Von Paris gieng er nach Rom, wo er dieselbe Ausforderung that, und sowol den Pabst, als die Kardinäle zu Zeugen seines Sieges hatte. Hierauf verfügte er sich

nach Venedig, wo ihn der berühmte Aldus Manutius mit allen Gelehrten dieser Stadt bekannt machte.

Aus Venedig reiste er nach Padua, und eröffnete eine ihm vorgeschlagene öffentliche Disputation, ohne Vorbereitung mit einem poetischen Lobe der Stadt und der Versammlung, und endigte dieselbe mit einer gleichfalls unvorbereiteten Rede zum Lobe der Unwissenheit.

In einer spätern dergleichen Ausforderung, erbot er sich, die Irrthümmer des großen Aristoteles und aller seiner Commentatoren, entweder nach der gewöhnlichen Art mit logischen Gründen, oder in hundert Arten von Versen, die man ihm vorschlagen sollte, zu entdecken. Alle Welt bewunderte diese außerordentliche Gelehrsamkeit, noch mehr aber, daß sie ihm keine besondere Anstrengung kostete. Er entsagte keinen Vergnügen der freudigen Jugend, und hatte keine der angenehmen und schönen Künste vernachlässiget. Er war in allem vortrefflich, ein großer Maler und Kupferstecher, ein großer Musikus und Sänger. An demselben Tage, da er in Paris mit so viel Ehre disputirte, ließ er in Gegenwart des ganzen Hofes seine Geschicklichkeit auf der Reitbahn sehen, und gewann 15 mal nach der Reihe den Preis des Ringes.

66.

Er war ein Kenner und Liebhaber aller damals gewöhnlichen Spiele. In der Zwischenzeit zwischen seiner in Paris gemachten Ausforderung und der darauf erfolgten Disputation, brachte er so viele Zeit mit Karten- und Würfel- und Ballspiel zu, daß man in einer an die Pforten der Sorbonne angehefteten Satire die Spieleracademie als den Ort anzeigte wo man dieses gelehrte Wunder am zuverlässigsten antreffen könnte.

Er besaß eine so seltene Weltkenntniß, daß er in einer von ihm selbst verfertigten italienischen Komödie, vor dem Hofe zu Mantua 15 verschiedene Charaktere mit großem Beyfall vorgestellt haben soll. Er hatte da-

bey ein so wunderbares Gedächtniß, daß er eines Tages eine stundenlange Rede, die er angehört hatte, Wort für Wort wiederholete, ohne dabey die Bewegungen und die Veränderungen der Stimme des Redners zu vergessen.

67.

Seine Geschicklichkeit in der Fechtkunst war seinem tapfern Muthe gleich; beydes war außerordentlich. Es war damals in Mantua ein berüchtigter Fechter, welcher nach der barbarischen Gewohnheit der damaligen Zeiten, alle die sich mit ihm messen wollten, ausforderte, und alle Meister dieser Kunst, die sich zu seiner Zeit in Europa für die besten hielten, niedermachte, welches Schicksal auch 3 berühmte Fechter in Mantua getroffen hatte. Der Herzog bereute es schon, ihn in seinen Schutz genommen zu haben, als Crichton, der diese blutdürstigen Siege mit Abscheu betrachtete, sich mit dem Gladiator zu fechten erbot, und 1500 Pistolen zum Preise des Siegers bestimmte. Der Herzog gab seine Einwilligung, nicht ohne Besorgniß für den ihm schäzbaren Crichton; der Tag wurde angesezt, und die beyden Streiter erschienen, bloß mit ihrem Degen, deren Gebrauch damals in Italien allgemeiner wurde, bewaffnet. Der Fechter näherte sich mit vielem Stolz und Feuer; Crichton begnügte sich alle seine Stöße abzupariren, und wartete ruhig ab, bis das hitzige Andringen seines Gegners dessen Kräfte erschöpft hatte. Hierauf wurde er der angreifende Theil, und bediente sich seines Vortheils mit solcher Lebhaftigkeit, daß er ihm seinen Degen dreymal durch den Leib stieß, und ihn vor seinen Füßen sterben sah. Nach diesem vertheilte er den gewonnenen Preis unter die Wittwen der drey Männer, welche der Fechter in Mantua umgebracht hatte.

68.

Dieser ausserordentliche Mensch starb eines sehr tragischen Todes. Der Herzog von Mantua, welcher die großen Eigenschaften und die allgemeinen Verdienste Crichtons verehrte, ernannte ihn zu der ehrenvollen Stelle eines Gouverneurs seines Sohnes Vinzent von Gonzaga. Dieser Prinz war ein sehr wilder und wüster Mensch, den weder das Beispiel noch die Lehren seines Aufsehers bessern konnten. Crichton ging in einer Carnevals-Nacht mit einer Zither am Arm auf der Straße herum, als er von sechs maskirten Leuten angegriffen wurde. Auch da verließ ihn sein Muth nicht; er wehrte alle Stöße der Meuchelmörder mit so vieler Geschicklichkeit ab, daß er sie zerstreuete, und ihren Anführer entwaffnete. Crichton nahm diesem seinen Helm ab, und erkannte den Prinzen, der seiner Aufsicht anvertraut war. Er warf sich ihm zu Füßen, faßte seinen Degen bei der Spitze, und überreichte ihn dem Prinzen. Dieser aber beging entweder aus Eifersucht, oder aus einer viehischen Rachsucht die Grausamkeit, das Herz seines edelmüthigen Siegers und Lehrers zu durchbohren.

Der ganze Hof zu Mantua bedauerte ihn aufrichtig, und legte, zum Beweise seiner Hochachtung für diesen seltenen Menschen, öffentliche Trauer an. Die schönen Geister seiner Zeit beeiferten sich um die Wette, sein Lob zu erheben, und alle Palläste Italiens wurden mit Gemälden geziert, auf welchen Crichton zu Pferde mit der Lanze in der einen, und einem Buch in der andern Hand, vorgestellt wurde.

69.

Geschicklichkeiten eines blinden Frauenzimmers.

Vor ungefähr 30 Jahren lebte zu Kaintonge in Frankreich ein junges Frauenzimmer, die sich Mademoiselle de Salignak nannte. Sie hatte ihr Gesicht,

als sie zwei Jahre alt war, verloren. Man hatte ihrer Mutter gerathen, Taubenblut auf die Augen zu legen, damit sie in den Blattern, die sie damals hatte, nicht Schaden nehmen möchten. Das Mittel aber stimmte so wenig zu der Absicht, daß es sich vielmehr in die Augen einfraß. Unterdessen hatte die Natur zum Ersatz dieses schmerzhaften Verlustes, ihr persönliche Schönheit, Sanftmuth der Seele, Lebhaftigkeit des Geistes, Schnelligkeit der Begriffe, und viele andere Gaben verliehen, die das Unglück in etwas lindern konnten.

Sie spielte Karten ohne Anleitung, und öfters geschwinder, als die andern von der Partie. Erst machte sie die beiden Spiele, womit gespielt werden sollte, zurechte, indem sie dieselben mit verschiedenen Stichen, aber so unmerklich zeichnete, daß man bei dem schärfsten Anschauen ihre Zeichen kaum unterscheiden konnte; sie änderte diese bei jeder Partie, und Niemand verstand sie als sie allein. Sie sonderte die Folgen aus, und legte die Karten so, wie sie folgen müssen, mit eben der Genauigkeit, und fast mit eben so vieler Leichtigkeit zurechte, als nur diejenigen thun können, die ihr Gesicht haben. Alles was sie sich von denen, die mit ihr spielten, ausbat, war, jede Karte zu nennen, die ausgespielt wurde; und diese behielt sie so genau, und spielte so schön, daß man stets eine große Stärke in Verbindung der Begriffe, und ein starkes Gedächtniß bemerkte.

70.

Ein sehr wunderbarer Umstand ist es, daß dies Frauenzimmer sogar lesen und schreiben gelernt hatte. Sie führte einen ordentlichen Briefwechsel mit ihrem ältern Bruder, der sich Handlungsgeschäfte wegen zu Bourdeaux aufhielt, und es wurde ihm von ihrer Hand alles überschrieben, was seine Sachen anging. Wenn man an sie schrieb, so wurden die Buchstaben nicht mit Tinte geschrieben, sondern eingestochen, und mit ihrem zarten Gefühl unterschied sie jeden Buchstaben, indem sie dessen Zügen mit dem Finger nachfolgte, und so Wort

für Wort las. Sie selbst, wenn sie schrieb, bediente sich eines Pinsels, weil sie nicht wissen konnte, wenn ihre Feder trocken war. Ihr Führer auf dem Papier war ein kleines Lineal, das so breit als ihre Schrift war. Wenn sie den Brief geendigt hatte, so machte sie ihn naß, wodurch die Züge ihres Pinsels vest wurden, und nicht verdunkelt, oder leichtlicht entstellt werden konnten. Die Zeilen waren sehr gerade, die Buchstaben wohl gestaltet, und die Rechtschreibung vollkommen richtig. Man gab ihr Anfangs Buchstaben, die in Pappe gerissen waren, zu fühlen, und brachte sie dahin, daß sie ein A von einem B und so das ganze Alphabet unterscheiden, nachgehends aber ganze Worte buchstabiren lernte, worauf sie anfing, so wie sie sich der Gestalt der Buchstaben erinnerte, solche selbst auf dem Papiere zu zeichnen, und sie endlich so zu stellen, daß Worte und Ausdrücke daraus werden.

71.

Sie hatte die Cither fast allein von selbst so gut zu spielen gelernt, daß ihre kleinen Gesellschaften darnach tanzen konnten. Um ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, hatte sie selbst ein Mittel erfunden, ihre Melodien in Papier zu stechen. In der Folge lernte sie von einem ordentlichen Lehrmeister spielen, ausgenommen, daß sie ihre Art, die Noten aufzuschreiben, beibehielt, und um solche desto besser zu unterscheiden, wurden ihr die Notenzeilen weitläufiger gezogen. Sie lernte auch singen, und die Werkzeuge ihrer Sinnen waren so fein, daß wenn sie eine neue Melodie singen hörte, sie im Stande war, die Noten zu nennen, und solche während des Singens niederschreiben zu lassen.

In figurirten Tänzen wußte sie ihre Sachen recht gut zu machen, und eine Menuet tanzte sie mit unnachahmlicher Leichtigkeit und Anmuth. Für die Frauenzimmerarbeiten hatte sie eine wahre Meisterhand. Sie machte Geldbeutel von vielen Farben, sie nähete und säumete vollkommen wohl, und wußte eben so geschickt

mit Marli und Filet und aller Knötchenarbeit umzugehen. Bei aller ihrer Arbeit fädelte sie sich die Nadeln, so klein sie auch waren, selber ein. Sie hatte eine Uhr an der Seite hängen, und ihr Gefühl ließ sie in Zählung der Stunden und Minuten keinen Fehltritt thun.

72.

Mademoiselle Desfoix und Miß Abington.

Madame Lebrau, Directrice des Theaters zu Lion, verschrieb die Schauspielerinn Desfoix, welche einige Jahre auf dem Theater zu Bourdeaux gespielt hatte, und die sie nicht von Person, sondern dem Rufe nach kannte, und schickte ihr den Contract auf 2000 Livres zu. Mademoiselle Desfoix machte sich in einem schlechten Aufzuge zu Fuße auf den Weg, und nachdem sie in Lion angekommen war, ging sie zur Directrice und verlangte mit ihr zu sprechen. Sie wurde aber, weil man sie für eine Bettlerinn hielt, abgewiesen. Sie erschien zum zweitenmal, und sagte, wer sie wäre. Die Directrice ließ sie vor sich kommen, und erstaunte nicht wenig, eine häßliche, schiefe, und keine vier Fuß hohe Figur zu sehen; sie nöthigte sie aber doch zum Essen. Die Tischgesellschaft war zahlreich, und es befand sich auch die abgehende Actrice darunter, die sich über diese Ankömminginn ziemlich laut lustig machte. Mademoiselle Desfoix wurde gefragt, was für Rollen sie spiele? Sie antwortete, die erste Liebhaberinn. Es entstand ein allgemeines Gelächter, sie aber äußerte nicht die geringste Empfindlichkeit darüber, und versicherte nochmalen, daß sie nie eine andere als die erste Rolle spielen werde. Nach Tische verlangte sie mit der Directrice allein zu sprechen. „Ich sehe," sagte sie zu dieser, „daß man Sie in Ansehung meiner Talente betrogen, hier ist Ihr Contract zurück, lassen Sie mich aber nur eine Rolle, die ich mir wählen werde, spielen, und geben Sie mir ein kleines Reisegeld, so bin ich zufrieden." Die Directrice war froh, ihrer um so einen wohlfeilen Preis los zu werden, bewilligte ihr alles, und fuhr noch in Lion her-

um, um zu bitten, das kleine Ungeheuer, welchen Namen man ihr gleich gegeben hatte, beim Agiren nicht zu beschimpfen. Als sie nun zur Probe kam, machte der Musik-Director einen Fehler, den Niemand merkte; sie aber sagte: „Mein Herr, wenn Sie diesen Fehler bei der Vorstellung machen, so werde ich es öffentlich sagen.“ Dieser stuzte, und da die Directrice ihn fragte, wie es gegangen, antwortete er, daß die Desfoix ihm einen Verweis gegeben, und sie Recht gehabt habe. Nun kam das schwerste, sie hatte keine Kleider. Die Directrice sagte, es würde ihr keins von der Garderobe passen, sie aber antwortete: „Lassen Sie mich nur hinein, ich will mich schon zu rechte machen.“ Als sie angezogen heraus kam, erstaunte Jedermann über die Verwandlung, da aus einer elenden schiefen Person, ein schönes wohlgewachsenes Frauenzimmer entstanden war. Als man aber ihre Stimme hörte, ward alles entzückt, und das kleine Ungeheuer wurde bis in den Himmel erhoben. Nach geendigter Komödie umarmte die Directrice sie, und wollte ihr den zurückgenommenen Contract wieder zustellen, sie aber antwortete: „Nein, Madame, nun nicht mehr, ich wäre mit 2000 Livres zufrieden gewesen, aber jetzt nicht unter 6000.“ Diese bewilligte alles, und war noch froh dazu, daß sie blieb. Am andern Mittag, da auch die stolze abgehende Schauspielerinn, die sich über sie so lustig gemacht hatte, bei der Directrice mit zu Tische war, sagte die Desfoix zu ihr: „Mademoiselle, ich höre, Sie gehen an den Ort, woher ich komme, lassen Sie sich sechs Monate von mir unterrichten, und seyn Sie froh, wenn man Sie alsdann nicht auspfeift, lernen Sie von mir, daß man nicht nach dem äußerlichen Ansehen urtheilen müsse, und daß Kunst und unermüdeter Fleiß Wunder thun können.“ Im Jahr 1781 war sie in Petersburg, wo sie von der verstorbenen Kaiserinn 5500 Rubel Gehalt bekam.

Ein ähnliches Kunstwunder unsers Zeitalters war Miß Abington auf dem Londner Theater in Drury-Läne. Diese spielte in einem Alter von mehr als fünzig Jahren nicht allein durchgehends junge Rollen, sondern

stellte so gar ungezogene Kinder bis zur höchsten Täuschung dar.

73.

Die weißen Neger.

Diese außerordentlichen Menschen, die auch den Namen Albinos, Dondos, Kackerlaks, und Nachtmenschen führen, aber nicht sehr zahlreich sind, leben in der Mitte von Afrika, und in den Höhlen von Java und Ternate. Ihr Körper ist weiß wie Milch, und um die Hälfte kleiner als der unsrige. Ihre Haare sind wie weiße Wolle, aber ungemein fein und kraus. Sie sehen nur zur Nachtzeit, und nicht gerade aus, sondern schielend. Des Tages sind sie blind, und bleiben in ihren Höhlen verborgen; bei Nacht aber, wo sie nur sehen, gehen sie aus und stehlen. Das Merkwürdigste an ihnen sind die Augen, welche rosenroth sind, und der Stern ist von goldgelber Farbe; auch sind die Augenlieder so lang, daß wenn sie solche erheben, man doch nie den ganzen Augapfel sehen kann.

Obgleich dieser Stamm von Menschen mitten in Afrika wohnt, so wird er doch von den Negern oder Schwarzen verachtet, besonders wegen der rothen Augen. Sie scheinen den Negern eine niedrige Art von Menschen zu seyn, die nur, um ihnen zu dienen, vorhanden sey.

Erst in diesem Jahrhunderte hat man das Daseyn dieser kleinen weißen Neger in Erfahrung gebracht. Man versichert, daß man kein Exempel habe, daß ein einziger von ihnen sein Leben höher als 25 Jahre gebracht habe.

Uebrigens ist diese Gattung von Menschen sehr stolz, sie halten sich für Geschöpfe, die vorzüglich vom Himmel begünstigt sind, und haben einen Abscheu gegen alle Menschen, die schwarze Haare haben und nicht schielen. Sie sagen, die ganze Welt sey für sie geschaffen worden. Es wären ihnen zwar in der Folge der Zeit einige Unglücksfälle begegnet, allein es werde ihnen alles wieder

ersetzt werden, und da würden sie die Herren der Neger und der übrigen Weißen werden, weil dieses vom Himmel verworfene Menschen wären.

74.

Doppelte Menschen.

Buchanan erzählt in seinem Buche de rebus Scoticis folgenden äußerst merkwürdigen Vorfall.

In Schottland wurde im Jahre 1490 unter der Regierung Johannes des vierten ein menschliches Geschöpf von einer ganz neuen Art geboren. Es war männlichen Geschlechts, und bis zu den Hüften herauf völlig wie andere Menschen gestaltet. Ueber den Hüften theilte es sich aber in zwei Rümpfe mit gedoppelten Gliedern. Der König ließ es auferziehn und unterrichten, und es machte besonders in der Tonkunst sehr schnelle Fortschritte, und brachte es darin sehr weit; auch erlernte es verschiedene Sprachen, und konnte sich mit ziemlicher Fertigkeit darin ausdrücken. Dieses Doppelgeschöpf äußerte in zwei Leiber auch zwei Willen, die öfters sehr uneinig waren, und, während daß dem Einen dieses, dem Andern jenes gefiel, sich mit einander zankten; jedoch berathschlagten sie sich auch wiederum in manchen Fällen gemeinschaftlich. Etwas sehr Bemerkenswerthes war es, daß, wenn dieses Geschöpf an den Hüften oder Füßen Noth litt, der übrige beiderseitige Leib den Schmerz gemeinschaftlich fühlte; geschahe dieß aber an dem obern Theil des Leibes, so fühlte es nur derjenige, der wirklich angegriffen wurde. Dieser Unterschied war im Tode noch sichtbarer; denn, da der eine Leib mehrere Tage vor dem andern gestorben war, und in die Fäulniß überging, so verschmachtete der andere nach und nach. Dieses Geschöpf lebte 28 Jahre.

75.

Ein ähnliches aber vollkommeneres Geschöpf dieser Art wurde im Anfange dieses Jahrhunderts in der Grafschaft Comorrn in Ungarn zur Welt gebracht. Es

bestand in zwei zusammengewachsenen Mädchen, die in ihrer, jeder besonders ertheilten Taufe, den Namen Helene und Judith erhielten. Die Gesichter waren seitwärts gekehrt, und beide hatten alle Gliedmaßen vollkommen, außer daß sie am Kreuze zusammen gewachsen waren. Eine jede hatte, wie es sich nachher bei ihrer Zergliederung befand, ihre eigenen Eingeweide. Man führte sie durch ganz Europa herum, und ließ sie für Geld sehen. Sie lernten deutsch und französisch reden, und wurden in ihrem neunten Jahre in ein Kloster gethan, worin sie, neben der Religion, lesen, schreiben, sticken, Spitzen verfertigen, und klöppeln lernten. Ein Augenzeuge, der sie im Jahr 1722 in diesem Kloster gesehen hat, schreibt von ihnen folgendes: „Es geschiehet nicht selten, daß wenn die Eine schläft, die Andere wacht, und wenn diese arbeitet, jene ruhet. Die Eine ißt, indem die Andere trinkt, oder etwas anderes vorhat. Hingegen sitzen, stehen, und liegen sie allezeit mit großer Unbequemlichkeit zusammen, weil die Zusammenwachsung der Körper es nicht anders zuläßt. Wenn sie mit einander reden, so wenden sie sich mit gebogenen Hälsen das Gesicht zu. Sie küssen sich aus Liebe, schlagen sich aber auch wacker mit Fäusten, wenn sie böse sind; jedoch sind sie vielmehr eines friedliebenden, und sanften Gemüths, als daß sie sich oft erzürnen sollten." So oft sich die Eine nicht wohl befunden hat, verspürte auch die Andere, ob sie gleich nicht mit gleicher Krankheit behaftet war, einige Unruhe im Gemüth, Schwäche in den Sinnen, und eine unordentliche Bewegung der innern Theile des Leibes. Doch soll, als sie im Jahr 1707 in Leipzig waren, und die Jüngere mit Erbrechen geplagt wurde, die Andere nichts davon verspürt haben; aber beide haben zu gleicher Zeit an den Pocken darnieder gelegen. Sie sind im Jahr 1723 gestorben.

76.

Huzapoli.

Dieser Mann gehört zu den äußerst seltenen Menschen, die drei Jahrhunderte gelebt haben. Er wurde gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, nämlich den 15. März 1587, zu Kasale geboren, und starb den 27. Jan. 1702. Er war Anfangs ein Geistlicher, begab sich aber hierauf nach der Insel Scio, und von da in seinem 82. Jahre als venetianischer Consul nach Smyrna. Er hatte sein hohes Alter hauptsächlich seiner Mäßigkeit im Essen und Trinken, einer regelmäßigen Leibesbewegung, und überhaupt einer pünktlichen Ordnung in seiner ganzen Lebensweise zu verdanken. Er trank nie etwas anderes, als Wasser, rauchte keinen Taback, aß wenig aber gut, besonders Wildpret und Früchte. Zu gewissen Zeiten des Jahres trank er den Saft der Skorzonerwurzel, als eine Blutreinigung. Er wohnte nie einem Schmause bei, aß regelmäßig frühe und zu Abend, ging eine halbe Stunde darauf zu Bette, und stand des Morgens sehr frühe auf. Alle Tage hörte er seine Messe, dann ging er ein wenig spazieren, und nach diesem besorgte er seine Geschäfte. Er hinterließ 22 Bände, worin er alles aufgeschrieben, was er verrichtet hatte. Nie hatte er Anfälle von Fiebern, ließ nie zur Ader, und brauchte keinen andern Arzt als seine Diät. Sein Gedächtniß war so gut, daß er von hundertjährigen Dingen, als von solchen, die erst kürzlich geschehen wären, redete. In seinem 100sten Jahre wurden seine seit einiger Zeit grauen Haare wieder schwarz, und noch später machte er zu Fuß des Tages seine vier Meilen. Im 109. Jahre verlor er die Zähne, so daß er sich blos von Brühen nähren mußte; vier Jahre nachher aber bekam er zwei neue große Zähne, und nun konnte er wieder Fleisch essen. Gegen das Ende seines Lebens hörte eine Blutausleerung, die er seit 30 Jahren alle Monate gehabt hatte, auf. Er bekam darauf den Stein, dann noch den Schnupfen, und mußte endlich unterliegen.

77.

Blinde von außerordentlich feinem Gefühl.

Häufige Beyspiele beweisen es, daß diejenigen Menschen, welche eines gewissen Sinnes beraubt sind, nicht nur ihre andern sinnlichen Gefühle erhöhen, und gleichsam in die Stelle des fehlenden Sinnes setzen können, sondern daß sie auch ihre Seelenkräfte, weil sie auf wenigere Dinge gespannt sind, und nicht so oft gestört werden, zu einer sehr großen Feinheit bringen.

D'Alembert hat in dem Dictionnaire encyclopedique aus den Lettres sur les aveugles à l'usage de ceux qui voyent einige Beyspiele von den innerlichen und äußerlichen Fähigkeiten Blindgeborner angeführt, wovon eins der merkwürdigsten folgendes ist. Ein Blindgeborner, der zu Pnisaur in Gatinois lebte, war ein Chemiste und Tonkünstler. Er lehrte seinen Sohn durch Charaktere, die in erhobener Arbeit geschnitzelt waren, lesen. Er fällte sehr richtige Urtheile von der Symmetrie. Den Spiegel nannte er eine Maschine, welche die Dinge außer sich erhoben (en relief) darstelle, die Augen ein Werkzeug, auf welches die Luft eben die Wirkung mache, als ein Stock auf die Hand. Er bekümmerte sich wenig darum, daß er nicht sah, denn er fühlte die übrigen großen Vortheile, die er vor den Sehenden hatte. Anstatt der Augen wünschte er sich, wenn es bey ihm stünde, lieber längere Arme zu haben. Die Nähe des Feuers schätzte er nach dem Grade der Hitze, und die Nähe der Körper nach dem Grade der Wirkung, die die Luft auf sein Gesicht machte. Er wußte eine offene Straße von einer solchen, die keinen Ausgang hatte, zu unterscheiden, ein Beweis, daß sein Gesicht die geringste Veränderung des Dunstkreises fühlte. Das Gewicht der Körper und den Inhalt der Gefäße wußte er auf eine bewundernswürdige Weise anzugeben. Seine Arme waren ihm die genaueste Waage, und sein Finger ein untrügliches Maas. In der Glätte der Körper und im Tone der Stimme gab es

für ihn die feinsten Abstufungen. Von der Schönheit urtheilte er durch das Gefühl, und was das besonderste war, so drückte er sein Urtheil darüber zugleich durch die Aussprache und den Ton seiner Stimme aus. Wenn man ihm die Noten vorsagte, so konnte er ein musikalisches Stück spielen.

78.

Der vor einigen Jahren verstorbene berühmte Kersting mußte in seiner Jugend öfters spät in der Nacht durch einen unterirdischen bedeckten Gang gehen. Aus Furcht schloß er seine Augen zu, so oft er sich dazu genöthiget sah, und gieng den langen dunkeln Gang immer mit vest zugemachten Augen. Hier nun machte Kersting eine Bemerkung, die ihm in seiner nachherigen Blindheit von großer Wichtigkeit war. So oft er nämlich sich in dem dunkeln Gange einem harten Gegenstand näherte, fühlte er eine gewisse Wärme über den ganzen Körper. Nun übte er sich öfters mit verschlossenen Augen zu gehen, und empfand diese Wärme allemal in der Nähe eines harten Gegenstandes. Er brachte es durch diese Uebung so weit, daß er sich nie im Dunkeln stieß, in seiner nachherigen Blindheit auch ohne Gefahr umhergieng. Kersting schrieb nicht allein in seiner Blindheit einige ökonomische Abhandlungen, er las auch blos durch das Gefühl mit grober Schrift gedruckte Bücher. Jeden Buchstaben fühlte er aus und brachte es so weit, daß er durch dieses Mittel ganz fertig lesen konnte.

Dieses äußerst feine Gefühl vorlor er aber mit einemmal plötzlich, und zwar an dem nämlichen Morgen, da er sein Gesicht wieder bekam. Seiner Aussage nach waren ihm nun auf einmal die Spitzen seiner Finger ganz taub und er bekam ein Jucken darin, gleichsam als hätte er kaum zugeheilte Wunden daran gehabt, so daß er einige Tage nach Wiedererhaltung seines Gesichts gar nichts anzugreifen vermochte, sich beständig die Hände rieb, und nachher fand, daß er dieses feine Gefühl

ganz verloren habe. In seiner Blindheit vertrieb er sich die Zeit auch damit, daß er sich Hyazinthen- und Tulpenzwiebeln pflanzte, Obstbäume in seinem Garten okulirte und pfropfte, Nelken ablegte u. dgl. Alle Morgen besuchte er seine Bäumchen und Gewächse, befühlte sie auf das genaueste, und mußte durch das Gefühl die Farben seiner Blumen, und jedes Auge und Knöspchen an seinen Bäumen genau zu unterscheiden.

„Ich hätte es Niemand rathen wollen, sagte er einst zu einem Bekannten, daß er es gewagt hätte, ein Blatt oder eine Knospe von meinen Bäumen abzubrechen, deren Anzahl ich, da ich sie täglich befühlte, auf das genaueste wußte.“ Durch einen Zufall belehrt, ließ er sich in seiner Taubheit (denn auch dieses Uebel traf ihn in der Folge) von seiner Frau seine Hand an ihren Mund legen, und das ganze A B C zuerst nach der Reihe, nachher aber auch außer der Reihe auf seine Hand sprechen. Bey jedem Buchstaben verspürte er eine andere Empfindung in seinem Körper, die er sich sorgfältig merkte, weil er fand, daß solche bey Wiederholung des Buchstabens immer die nämliche blieb; und hiedurch erlangte er in der Folge eine solche Fertigkeit, daß, ungeachtet er ganz taub war, seine Frau nur seine Hand auf ihren Mund zu legen, und sachte dagegen zu reden brauchte, um sich mit ihm unterhalten zu können. Als seine Frau zum erstenmal das A B C auf seine Hand laut hersagte, war ihm, als sie an das K kam, nicht anders, als wenn er ersticken sollte. Sein Herz wurde beklemmt, er zitterte und bebte an allen Gliedern, schrie vor Angst laut auf und sagte: „ach Gott, was fängst Du mit mir an?“ Auch nachher empfand er das Nämliche, so daß seine Frau diesen Buchstaben so viel als möglich vermeiden, oder so leise, als es seyn konnte, aussprechen mußte.

Noch wird von ihm gemeldet, daß er während seiner Blindheit und Taubheit fast beständig in einem sehr seligen Zustande außerordentlicher Heiterkeit und deutlicher lichtvoller Ideen zugebracht, auch in eben

dieser Zeit seine Theorie über die Oekonomie des thierischen Körpers ausgebildet habe.

79.

Riesenmäßige Kinder.

Im Jahr 1752, sagt Hofrath Opitz zu Minden in seinem in dem 3ten Bande des Magazins der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde befindlichen Aufsatze, wurde zu Duendorf im Stifte Osnabrück ein Knabe von natürlicher Größe geboren, dessen widernatürliches Wachsthum sich gleich nach dem ersten Vierteljahre anfieng. Denn nach dieser Zeit wollte er nicht mehr mit der Muttermilch zufrieden seyn, und die Eltern mußten ihm daher andere Speisen, welche meistentheils aus Mehlbrei, und in Milch eingeweichter Semmel bestanden, reichen. Mit einem halben Jahre hatte er fast schon alle Zähne, war dabei unruhig, schlief wenig, und behielt seine starke Eßlust bei. Ohngeachtet seine Gesundheit in keinem Stücke litt, so konnte er doch nicht zum Gehen gelangen. Im Sommer 1754 bekam er die Kinderblattern sehr zahlreich, wobei er sich in der Diät nicht im geringsten einschränkte, und während dieser Krankheit, welche er ohne Narben und ohne andere üble Zufälle überstand, im Dorfe herumfahren ließ. Beinahe nach Verlauf eines Jahres stand er einen sehr heftigen Blutfluß aus dem Munde und der Nase aus, welcher jedoch weder unangenehme Folgen nach sich zog, noch seinem Wachsthum Schranken setzte.

80.

Im Jahre 1756 sahe der Hofrath Opitz diesen Knaben, als er noch nicht völlig vier Jahre alt war, und fand seine Größe und Dicke nach rheinländischem Maaße in folgendem Verhältnisse. Der Kopf war im Umfange einen Fuß und eilf Zoll dick, das Gesicht beinahe einen Fuß lang und breit. Die Nase, Augen, Mund und Zähne waren klein, die Ohren etwas groß,

die Backen aber desto größer. Die Brust und der Leib vom Halse bis auf die Hüften war zwei Fuß lang, die Dicke um den Unterleib betrug drei Fuß und eilf Zoll. Die Arme an den Schultern waren dreizehn, nahe an den Händen aber eilf Zoll dick; jede Lende betrug im Umfange zwei und zwanzig Zoll, und die Waden vierzehn Zoll; die Länge der Arme und Füße war dem Alter angemessen. Die Knochen hatten zwar eine beträchtlichere Dicke, als bei andern Kindern gleichen Alters; unterdessen waren sie doch noch nicht stark genug, die Last des Körpers zu tragen. Er konnte daher auch noch nicht gehen, sondern wurde auf einem Rollwagen umher gefahren. Wenn er aufgehoben und gehalten wurde, wozu zwei Personen erforderlich waren, maß er drei Fuß und zehn Zoll. Sein Gewicht konnte nicht bestimmt werden, da im ganzen Dorfe keine so große Waage anzutreffen war; es mochte indessen wohl zweihundert Pfund betragen. Im Gesicht sah dieser Knabe munter und roth aus, und im Sitzen bemerkte man das Widernatürliche seiner Bildung nicht so sehr. Die Gesichtszüge waren sehr ernsthaft, die Handlungen aber bei ihm kindisch; doch fand sich Verstand und Klugheit in einem höhern Grade bei ihm, als bei andern Kindern. Sehr leicht wurde er zornig, und weinte, wenn man sich nach seinem Willen zu bequemen weigerte.

81.

Er konnte in den letzten Jahren seines Lebens doch noch mittelst eines dicken Stocks, woran er sich hielt, einigermaßen gehen; seine Eßlust blieb nicht nur, sondern nahm sogar mit den Jahren zu. Indessen wuchs sein Körper nicht in eben dem Verhältnisse fort, in welchem er in den ersten Jahren zugenommen hatte. Die geringste Bewegung setzte ihn in Schweiß, und jede Erkältung zog ihm Husten zu, wobei er jedoch nie einigen Schleim auswarf. Im achten Jahre starb er an einer Erstickung, ohne daß man vorher eine Abnahme sowohl an seiner widernatürlichen Größe, als an seinem Gewicht bemerkt hatte.

82.

In die nämliche Klasse kann man das von dem Abt de Sauvage erzählte Beispiel eines Knaben, Namens Jacob Fiale, setzen, welcher aus einem in der Diöces Alais gelegenen Dorfe gebürtig war und in einem Alter von fünfthalb Jahren noch außerordentlich klein war, ob er gleich eine sehr dauerhafte Leibesbeschaffenheit hatte. Während dieser Zeit bemerkte man nichts Außerordentliches an ihm, als eine sehr starke Eßlust, welche man durch sehr viele grobe und in dieser Gegend gewöhnliche Speisen zu stillen suchte. So bald er aber zu wachsen anfieng, so geschah dieß mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er in einem Alter von fünf Jahren schon vier Fuß und drei Zoll und einige Monate nachher vier Fuß und eilf Zoll lang war. Im sechsten Jahre hatte er eine Höhe von fünf Fuß, und war nach Verhältniß dick. Er wuchs, so zu sagen, sichtbarlich. Merkwürdig ist es bei diesem Falle, daß dieser Knabe keine Krankheit vorher ausgestanden hatte, und daß er auch keine andere Unbequemlichkeit, als den Hunger von einer Mahlzeit bis zur andern, kannte.

83.

Seit seinem fünften Jahre veränderte sich seine Stimme, sein Bart kam zum Vorschein, und wuchs so stark, daß er im sechsten dem Barte eines sechs und dreißigjährigen Mannes glich, kurz man sah damals die untrüglichsten Merkmale der Mannbarkeit.

Obgleich sein Verstand mehr ausgebildet war, als er gewöhnlich bei Kindern von diesem Alter zu sein pflegt, so war doch das Wachsthum desselben mit dem Wachsthum des Körpers nicht im gehörigen Verhältniße. Seine Mienen und sein Betragen waren kindisch, so sehr er auch in Ansehung seiner Taille einem vollkommen ausgewachsenen Menschen glich. Dieses machte beim ersten Anblicke einen sonderbaren Abstich.

84.

Seine Stimme war ein völliger Tenor, und man hörte ihn nicht anders als mit einer gewissen Hitze reden. Seine außerordentliche Stärke machte ihn zu Feldarbeiten geschickt, ungeachtet selbige in den dasigen Gegenden sehr beschwerlich sind. Als er sechs und ein halb Jahr alt war, trug er auf seinen Schultern Lasten von hundert und fünfzig Pfund, so oft er von Neugierigen durch Geschenke dazu ermuntert wurde. Man glaubte damals, daß er zu einer außerordentlichen Größe gelangen würde, allein diese Hoffnung verschwand auf einmal, denn er bekam krumme Füße, sein Körper nahm ab, seine Kräfte verschwanden, und seine Stimme ward merklich schwächer. Man schrieb diese unangenehmen Veränderungen dem übertriebenen Gebrauche seiner Kräfte zu. Er erholte sich auch nie wieder, und starb nach einigen Jahren an einer völligen Entkräftung.

85.

Noch merkwürdiger als diese eben beschriebenen Kinder war dasjenige, dessen Geschichte man in dem Mercure de France im November-Monat v. 1735 aufgezeichnet findet. Es war damals eilf Monate alt, über vier und einen halben Fuß hoch, und mehr als vierzig Zoll dick. Seine Arme hatten beim Ellenbogen acht Zoll im Umfange, und seine andern Glieder waren nach Verhältniß dick. Es konnte schon von seinen Füßen vollkommen Gebrauch machen, sprach aber nur einige Worte sehr undeutlich. Es nahm alle Tage außer der Muttermilch eine Kanne Kuhmilch zu sich, und verzehrte noch überdieß mit vieler Begierde eine ansehnliche Portion Brod. Die damalige Gouvernantin der Kaiserlichen Niederlande, die Erzherzogin Maria Elisabeth, ließ es nach Brüssel kommen und durch ihre Aerzte untersuchen. Diese versicherten, daß es nicht lange leben würde, da es eben so groß und stark als andere Kinder auf die Welt gekommen wäre, und folglich die Natur in so kurzer Zeit bei seinem Wachsthum sich allzusehr über-

nommen hätte. Es wird aber nicht angeführt, ob diese Voraussetzung auch eingetroffen ist.

86.

Geschickte Taucher.

Der jüngere Forster stellt in seiner Reise um die Welt an den Taheitern ein merkwürdiges Beispiel davon auf, wie vertraut sich der Mensch mit dem Wasser machen kann. Einer von den englischen Officieren, der seine Freude an einem Taheitischen Knaben von sechs Jahren hatte, welcher dicht am Schiffe in einem Canot war, wollte demselben vom hintern Verdeck herab eine Schnur Corallen zuwerfen; der Wurf gieng aber fehl ins Wasser. Nun besann sich der Junge nicht lange, sondern plumpte hinter drein, tauchte unter, und brachte die Corallen wieder herauf. Um diese Geschicklichkeit zu belohnen, warfen wir ihm, fährt Forster fort, mehrere zu, und das bewog eine Menge von Männern und Weibern, uns ihre Fertigkeit im Untertauchen ebenfalls zu zeigen. Sie holten nicht nur einzelne Corallen, davon wir auf einmal mehrere ins Wasser warfen, sondern auch große Nägel wieder herauf, ungeachtet diese, ihrer Schwere wegen, sehr schnell in die Tiefe hinabsanken. Manchmal blieben sie lange unterm Wasser. Was uns aber am bewunderungswürdigsten dünkte, war die außerordentliche Geschwindigkeit, womit sie gegen den Grund hinabschoßen, und die sich bei dem klaren Wasser gar deutlich bemerken ließ. Sie besitzen eine solche Fertigkeit darin, daß man sie der Behendigkeit im Wasser, und der Biegsamkeit ihrer Glieder nach, fast für Amphibien halten sollte.

87.

Steinfresser.

Der Pater Paulian thut in seinem Wörterbuch der Naturlehre eines Steinfressers Erwähnung, den er einen Wilden nennt, und den er selbst gesehen und

untersucht zu haben versichert. Er wurde von einem holländischen Schiffe auf einer kleinen nördlichen und unbewohnten Insel angetroffen und nach Frankreich gebracht. Dieser Mensch verschluckte nicht allein Kieselsteine, die 1½ Zoll lang und 1 Zoll breit waren, sondern machte sich auch aus zerstoßenen Kieseln, Feuersteinen und Marmor einen Teig, der sein größter Leckerbissen, und wie er durch Geberden zu erkennen gab, die gesündeste Speise für ihn war. Gemeiniglich aß er 25 Kiesel den Tag. Er hatte einen sehr weiten Schlund, sehr große Zähne, und einen corrosiven Speichel. Als ihn der P. Paulian sah, konnte er nur die Wörter oui, non, caillon, und bon aussprechen. Durch den Anblick einer kleinen Fliege unter dem Mikroscop wurde er sehr gerührt, und wollte nicht aufhören sie zu betrachten. Sonst war sein Leben zwischen essen, rauchen und schlafen getheilt.

88.

Im Jahr 1771 starb zu Ilefeld ein Mensch mit Namen Kolnicker, der wegen seiner Freßfähigkeit sich eine Art von Celebrität erworben hatte. Dieser sonderbare Mensch soll schon in seinem dritten Jahre Steine des Hungers wegen gefressen haben. Auch seine Eltern, und sogar seine Großmutter sollen Steinfresser gewesen seyn. Nach der gerichtlichen Aussage seiner Frau konnte er nie anders satt werden, als wenn er Steine unter seine Speisen mischte, von welchen er auch beständig eine Portion bei sich hatte. Ja, als er einst nach Holland gehen wollte, und hörte, daß dort wenig Steine wären, so nahm er einige Centner mit dahin. Dieser Mensch war immer hungrig, und fraß deßhalb die ganze Nacht hindurch. Der längste Zwischenraum von der Sättigung bis zum Hunger war anderthalb Stunden. Kolnicker war in seiner Jugend Soldat, und wurde bei einer Einquartirung, seines ungeheuern Appetits wegen, allemal für acht Mann gerechnet. Sonderbar ist es, daß ihm einst seine Freßbegierde das Leben rettete; denn er bekam in einem Treffen einen Schuß in den

Unterleib. Da dieser aber gerade voll Steine war, so prellte die Kugel ab, und er wurde blos an der Haut verwundet. Sogar in der Kirche und im Beichtstuhl mußte dieser ungewöhnliche Mensch den Heißhunger mit Steinen abhalten. Nach seinem Tode fand man bei der Sektion im Magen und in den Gedärmen, außer einer Menge Metalle und Fleisch, ein Pfund und sechs Quentchen Steine.

89.

Schlangenbeschwörer.

Die umherschweifenden Fakirs in Ostindien machen abergläubische und heuchlerische Gruppen aus, welche blos dem äußerlichen Scheine nach einen großen Eifer für ihre Religion figuriren, jedoch im Grunde lasterhafte und verliebte Frömmler sind. Sie durchreisen die Provinzen, so wie es vormals die Zigeuner in Europa gewohnt waren. Indem sie ihre Gaukeleien mit einigen oberflächlichen Kenntnissen der medicinischen Kuren und der Musik verbinden, so suchen sie sich durch dieselben bei Jedermann eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Einige schleppen sich mit Körben, deren sie bis acht tragen, worinnen Schlangen enthalten sind, und welche sie für ein paar Fannam (eine kleine Münze) sehen, und nach dem Tone einer Pfeife tanzen lassen.

„Während der Zeit, schreibt ein englischer Officier aus Ostindien, daß unser Regiment zu Arkot kantonirte, kam eines Tages ein solcher Fakir mit Schlangenkörben, die er sehen ließ, in meine Wohnung. Nach einem gewissen Tone seiner Pfeife erhoben sich die Schlangen in den Körben in die Höhe, und sprangen aus denselben heraus, und im Zimmer herum. Da die Schlangen öfters das Federvieh auf dem Hofe dieser Wohnung zu tödten pflegten, so fragte man den Fakir, ob er vermittelst seiner Zauberpfeife diese Hofschlangen aus den alten Mauerlöchern herauszulocken verstünde, und da er dies mit einer ernsthaft zuversichtlichen Miene bejahte,

so führte man ihn an diese Mauerlöcher. Er pfiff vor einem derselben seine Beschwörung, die Schlange erschien, schlängelte sich zu ihrem Beschwörer hüpfend hin, und dieser ergriff ihren Nacken, und brachte sie in das Zimmer, wo er sie niederlegte, und sich sogleich der Schlangentanz anfieng, so bald er in die Pfeife blies. Er wußte die Tanzgewandheit der Schlange, wenn sie den Zuschauern gefährlich werden konnte, jedesmal durch seine eigene Wendungen geschickt zu lenken.

90.

Hierauf ersuchte man den Zauberer in die Schlafstube zu treten, weil sich in der Mauer am Fußboden ein Loch zeigte, von dem man schon lange argwöhnte, daß daselbe der Aufenthalt eines solchen gefährlichen Geschöpfs seyn könnte. Auch hier wurde die Scene mit dem Pfeifenspiele eröffnet, und da diese Einleitung Anfangs ohne Wirkung blieb, so wurde der zu erwartende Gegenstand durch Schimpfwörter, und lebhaftere Beschwörungen zu erscheinen aufgefordert, und der Mönch schalt sie eigensinnig und hämisch, und bedrohete sie, falls sie nicht auf der Stelle gehorchen würde, daß er sie erwürgen, und ihr Blut lecken wolle. Da auch diese Drohungen ohne Erfolg blieben, so beschuldigte er die noch zweifelhafte Schlange einer unfehlbaren Taubheit, griff nochmals nach seiner Zauberpfeife, nahte sich dem Wandloche und blies nunmehr aus allen Leibeskräften in dieselbe, und siehe da! nach einigen Minuten kam der Kopf einer großen sogenannten Hutschlange, welche man für eine der gefährlichsten Schlangenarten in Ostindien hält, hervor. Nachdem er sie auf gut fakirisch gewarnt hatte, sich vernünftig zu bezeigen, so rückte er ihr immer näher, und pfiff dabei lebhafter, bis die Schlange über die Hälfte ihres Körpers hervorgelockt war. Nunmehr pfiff er blos aus der linken Hand, und so wie sie nach und nach immer weiter herausschlüpfte, brachte dieser neumodische Orpheus seine rechte Hand unterhalb der Schlange herum, und indem diese einen Sprung nach ihm unternahm, so ergriff er sie auf eine behende Art bei dem

Schwanze, und in dieser Stellung hielt er sie fest, ohne die geringste Furcht von ihr gebissen zu werden, durch seine Mienen zu äußern, bis man sie todt geschlagen hatte.

Hierdurch wurde derjenige, welcher diesen Bericht erstattete, von der in Ostindien herrschenden Sage, daß diese Landstreicher die Kunst besitzen sollen, aus ihren Löchern die Schlangen herauszulocken, augenscheinlich überzeugt, und um desto mehr, da dieser nämliche Fakir während einer Stunde mit sieben derselben die Probe bestätigte.

91.

Einige Proben von der körperlichen Stärke des Herzogs Gottfried von Bouillon.

Der Herzog Gottfried von Bouillon zeichnete sich auf dem Kreuzzuge ins gelobte Land durch seine riesenmäßige Stärke ganz besonders aus. Bei der Belagerung von Antiochien gab er davon folgenden Beweis, wodurch der Ruhm seiner Tapferkeit und Stärke im ganzen Morgenlande verbreitet wurde. Nachdem er eines Tages schon vielen Sarazenen auf einen Hieb die Köpfe abgehauen hatte, kam endlich noch ein geharnischter Reuter, frecher als die übrigen, auf ihn eingedrungen. Kaum wurde Gottfr. v. B. den Sarazenen gewahr, so gieng er auf ihn los, und versetzte ihm einen solchen Hieb, daß des Harnisches ungeachtet der oberste Theil des Körpers in der Gegend des Nabels von dem untern getrennt wurde, und neben dem Pferde herunterfiel, das Pferd des Sarazenen aber mit dem halben Reuter in die Stadt zum Entsetzen der Ungläubigen zurücklief.

Nachdem der Herzog Jerusalem erobert hatte, kam ein arabischer Fürst in das Lager der Christen, um sich von der Stärke ihres Anführers durch den Augenschein zu überzeugen. Er hatte in dieser Absicht ein großes Kameel mitgebracht, und bat den Herzog inständigst, ihn

eine Probe seiner so allgemein bewunderten Stärke sehen zu lassen, und dem mitgebrachten Kameel den Kopf abzuhauen. Der Herzog gewährte ihm seine Bitte, und schlug dem Kamee'e mit einem Hiebe den Kopf ab. Da der arabische Fürst, obgleich er darüber erstaunte, dennoch zu glauben schien, daß die Schärfe des Schwerdts des Herzogs noch mehr, als die Stärke seines Arms hierzu beigetragen haben möchte: so ließ sich der Herzog den Säbel des Arabers geben, und hieb einem andern Kameele den Kopf damit eben so leicht ab, als mit seinem Schwerdte, worüber der Araber in die größten Lobsprüche der Stärke des christlichen Heerführers ausbrach, und ihn mit Geschenken an Gold, Silber und schönen Pferden nicht nur überhäufte, sondern auch die bewunderungswürdige Stärke desselben unter den nahen und entfernten Horden der Araber ausbreitete.

92.

Der Sohn eines Bauers, Thomas Sarre, wurde in dem merkwürdigen Jahre 1483 zu Schrowsbury, in der Provinz Schrops, in England geboren, wuchs kräftig heran, und erreichte ein Alter von 152 Jahren 9 Monaten, in welchem er neun Könige überlebte. Er trank nie starke Getränke, nur Bier ohne Hopfen, und Milch, Käse und Butter waren seine täglichen Speisen: Fleisch genoß er nie. Er hat, so lange er lebte, nie einen Arzt gebraucht. Als er 100 Jahr alt war, wurde er Wittwer, und zeugte vier Jahr darauf mit einem feinen Mädchen ein starkes, gesundes Kind. In seinem 120sten Jahre heirathete er eine frische, muntere Wittwe, die sehr mit ihm zufrieden war. Noch in seinem 130sten Jahre drosch er mit andern Bauern in die Wette, und verrichtete alle mögliche Feldarbeit eben so gut, wie in seinen jüngern Jahren. Wie das nun Alles nach und nach im Lande kundbar wurde, wurde er nach Hofe geladen, und dem König Karl I. vorgestellt, der sich sehr gnädig gegen ihn benahm, und sich viel von ihm erzählen ließ. Dieser Ortswechsel aber beförderte seinen Tod. Er kam in eine andere Luft, trank Wein, und

genoß statt seiner einfachen Kost, mancherlei für ihn ganz unverdauliche Speisen. Er wurde bald bettlägrig, und starb in der Wohnung des Grafen Arundel in London, den 5. November 1635.

93.

Aufferordentliche Kunstfertigkeit.

Der Nürnberger Künstler, Hautscher, hat es ehemals in Kunstdrehereien auferordentlich weit gebracht. In einem einzigen Pfefferkorn lagen 100 Becherchen von Elfenbein gedreht, von guter Figur, deren jedes einen runden Fuß und frei herumlaufenden klappernden Ring hatte. Man begreift kaum, wie so etwas geschehen kann, Herr Hautscher aber versicherte, daß er einen Bauer aus Berlisgathen in Schwaben kenne, der dergleichen aus freier Hand, ohne Brille und Vergrößerungsglas, drehe. Dieser sey dermalen (1705) der einzige in Deutschland, der solche Wunderarbeiten verfertigen könne. Hautscher's Sohn war ein eben so künstlicher Arbeiter, wie sein Vater. Indem dieser einen Wagen verfertigte, welcher durch inneres Triebwerk sehr hurtig bergauf und bergab ging, wohin er gedreht wurde, machte dieser für den Dauphin kleine silberne Figuren von Soldaten und Reutern, welche alle Kriegsübungen machten und ihre Gewehre abfeierten.

94.

Ein anderer berühmter Kunstdrechsler war Oßwald Nerlinger, welcher zu Ravensburg 1500 elfenbeinene Becherchen drehte, die man in ein Pfefferkorn stecken konnte.

Ein anderer zu Meche'n machte 15 paar Würfel mit Augen, die man in einem Kirschkern beherbergen konnte.

Nerlinger aber trieb es so weit in der Kunst kleine Becher zu drehen, daß er deren 1600 in einem Pfefferkorn hatte, in welchem wohl noch 460 derselben Platz finden konnten. Derselbe künstelte einen kleinen Pocal

aus einem Pfefferkorn, geziert mit Fuß und Deckel von reinem Golde und darinn andere kleine Becher oder Kelchlein, die mit dem Dreheisen aus reinem Golde polirt, jedoch deren nur 300, weil das Gold sich nicht so subtil, als Elfenbein, ausgraben läßt.

95.

Gleiche Kunstwerkchen sieht man auch in der Kunstkammer zu Augsburg und München, wo auf einem Kirschkern 140 Köpfe geschnitten zu sehen sind. Ein solcher Kirschkern mit 265 Gesichtern befindet sich in der Kunstkammer zu Berlin, und ein Pfirsichkern auf welchen die Kreuzigung und das Begräbniß Christi geschnitten ist.

96.

Johann Martin Treuter in Regensburg, war in Verfertigung von dergleichen merkwürdigen Kleinigkeiten ein großer Künstler. Unter andern drechselte er in einen Becher von mittlerer Größe fünzig andere hinein, welche immer kleiner wurden, end ich den ganzen Becher ausfüllten, und dennoch dreißig Quart faßten, wenn sie auseinander genommen wurden.

97.

In der Kunstkammer zu Dresden befinden sich sehr schöne Drechsler- und Kunstarbeiten; Hundert Becher in Einem und dgl., unter andern ein Kirschkern, auf welchem, vermittelst eines Mikroskops, 180 eingeschnittene menschliche Angesichter mit Kronen, Mützen, Hüthen ꝛc. zu sehen sind. Ein sächsischer Pfenning, worauf 12 Spinnräder und in der Mitte eine Kutsche von Elfenbein stehen; in einem Pfefferkern 150 Becherchen von Gold und Elfenbein ꝛc.

98.

Ein Blinder als Wegweiser.

In der Nähe von Mancheſter wohnte ein Blinder, Johann Metcalf, welcher ſehr frühe ſein Geſicht ſo gänzlich verlor, daß ihm durchaus keine Empfindung des Lichts übrig blieb. Dieſer Menſch trieb in ſeiner Jugend viele Jahre hindurch das Fuhrmannsgewerb, und ließ ſich auch wohl bei Nacht auf ſchlimmen oder beſchneiten Straßen als Wegweiſer brauchen. Gegenwärtig verſieht er ein noch auffallenderes Amt, von dem man nicht denken ſollte, daß ein Blinder dazu fähig ſein könnte. Er iſt Straßenaufſeher und Unternehmer des Straßenbaues in einem ſchwierigen Berglande. Mit der einzigen Hülfe eines langen Stocks, durchwandert er Berge, Abgründe und Thäler, und beſtimmt auf's genaueſte ihre Länge, Verhältniß und Richtung. Sein Talent hiefür iſt dermaßen anerkannt, daß man ſich beſtändig ſeiner bedient. Verſchiedene Straßen von Derbyshire ſind ſeinen Angaben gemäß verbeſſert worden, und er hat eine, welche mit der großen Londnerſtraße in Verbindung ſteht, neu angelegt. Als man ihm einſt von einer ſumpfigten Stelle ſprach, bemerkte er, es ſey dieß allerdings der fehlerhafte Theil der Straße, und er wiße auch wohl, daß die Arbeiter dort, um Materialien zu erſparen, von ſeinen Anweiſungen abgewichen wären.

99.

Ein blinder Schreiner, der 1612 zu Ingolstadt lebte, verfertigte zwei kleine Pfeffermühlen, mit allem, was dazu gehört, Kasten, Leitern, Röhren, Rädern ꝛc. gar künstlich und wohl.

100.

Große Fruchtbarkeit.

Im Jahr 1773 kam am 2. Juli eine Frau zu Balsower in der Grafschaft Derby mit 3 Kindern nieder, am 13. mit 1, und am 22. Juli noch mit 2. Diese 6 Kinder waren alle wohl gebildet, 4 starben am Tage der Geburt, 2 aber blieben am Leben.

Am 31. Octobr. 1800 gebar die Frau eines Schneidersgesellen zu London 5 lebendige Kinder, welche sehr bald, obwohl sie nach der Geburt gesund waren, starben.

101.

Im April 1786 wurde eine arme 32jährige Frau zu London innerhalb 5 Minuten von 5 Kindern weiblichen Geschlechts entbunden. Das erste, todte, war nur 1 Zoll lang.

Nach Haller wäre anzunehmen, daß unter einer Million Geburten nur einmal Fünflinge sind; dagegen zweifelt er an 6- und 7lingen, welches aber durch das gleichfolgende Beispiel bestätigt ist. In Plinius wird behauptet, daß in Aegypten eine Frau von 7 Kindern in einem Wochenbett entbunden wurde. Von 4lings-Geburten könnten wir mehrere Beispiele anführen, doch wollen wir damit die Leser nicht belästigen. Haller stellt den Grundsatz auf, daß man unter 20,000 Geburten immer einen 4ling, und unter 5,600 immer einen Drilling annehmen könne.

102.

Starkes Gedächtniß.

Eine außerordentliche Probe, wie weit die Kräfte des menschlichen Verstandes, und besonders des Gedächtnisses gehen können, hat man in Turin an dem Pater Sachieri (1729) erlebt. Wenn dieser einmal ein Blatt mit Bedacht überlesen hatte, konnte er es nachher ohne Mühe vorwärts und rückwärts wiederholen. Jede Predigt, die nicht länger als eine Stunde gewährt hatte, und von ihm angehört worden war, konnte er, ohne Anstoß, in eben der Ordnung auch wieder halten. Er war im Stande, mit drei verschiedenen Personen zu gleicher Zeit Schach zu spielen, ohne daß er auf eines von diesen drei Spielen selbst sah. Es brauchte weiter nichts, als daß sein Bevollmächtigter sagte, was der Gegenpart für einen Stein gezogen habe, damit Sachieri zu befehlen habe, was man dagegen zu setzen habe, während er selbst die anwesende Gesellschaft mit Gesprächen unterhielt. Fiel etwa ein Zweifel vor, auf welchem Platze dieser oder jener Stein stehen müsse, so wußte er alle, sowohl von ihm, als von dem Gegner vom Anfange des Spiels gethane Züge wieder herzunennen, und auf diese Art den eigentlichen Stand und Platz des Steins oder der Piece unstreitig zu entscheiden. Diese ungemeine Geschicklichkeit scheint mir das größte Exempel zu seyn, das man von wunderwürdigen Gedächtnissen beibringen kann.

103.

Starke Fußgeher.

Ein sehr reicher Schottländer Namens Flechter befand sich unweit Doncaster in Gesellschaft eines andern wohlhabenden Schotten, Barclay, welcher jährlich 4000 Pfd. Sterling reiner Einkünfte hat. Die Rede fiel darauf, wie lange ein Mensch eine große und lange Anstrengung im Gehen würde aushalten können. Flechter sagte endlich: „Was gilts, ich gehe 60 Meilen zu Fuß in 14 Stunden? (Man rechne nur sechs englische

auf eine teutsche, so hat man zehn teutsche Meilen) Jeder von ihnen setzte 2500 Pfd. Flechter mußte nun, wie die Athleten, eine besondere Lebensart führen, weswegen er sich ganz der Anleitung des berüchtigten Klopffechters Ward überließ, der ihm nichts als rohes Fleisch zu essen gab. Dieß dauerte jedoch nur eine kurze Zeit. Flechter gewann seine Wette; aber die letzten 20 Meilen ermüdeten ihn so sehr, daß er glaubte, es übersteige gewöhnliche Kräfte, in so kurzer Zeit so viel weiter zu gehen. Herr Barclay hingegen, der, wie man leicht glauben kann, nicht nur den Verlust der erwähnten ansehnlichen Summe, sondern auch ein geheimes Mißvergnügen, daß er sich so verrechnet habe, zu verschmerzen hatte, hielt es nicht für unausführbar, eine in jeder Rücksicht noch größere Wette zu gewinnen. Er machte sich also mit 5000 Pfd. Sterling anheischig, neunzig englische, d. i. fünfzehn gute teutsche Meilen, binnen zwei und zwanzig Stunden, weniger einer halben, zurückzulegen. Natürlich, daß hier Flechter aus eigener Erfahrung große Ursache zu haben glaubte, eine solche Wette anzunehmen. Ohne vieles Besinnen setzte er 5000 Pfd. dagegen. Flechter handelte dabei gewiß nicht rasch. Nach dem Erwähnten mußte er es für unmöglich halten, daß Barclay 4½ englische Meilen in jeder Stunde (denn so viel kann man auf jede, mit Einschluß der kleinen Verzögerungen rechnen), ganze ein und zwanzig Stunden nach einander zu gehen im Stande seyn könne. Aber er bedingte noch überdieß, daß das Unternehmen im November ausgeführt werden solle, wo in England der menschliche Körper wegen der häufigen Nebel und Regen am schlafften ist. In diesem Monat war es äußerst wahrscheinlich, daß ein heftiger Wind, ein starker Regen, oder ein dicker Nebel der Nervenspannung nachtheilig werden konnte. Man wird wirklich weiter unten sehen, daß dieß einigermaßen der Fall war. Barclay hatte vermuthlich diese Umstände nicht gehörig bedacht. Er begab sich daher im September 1801, zwei Monate vor der angesetzten Zeit, bei einem alten Pachter Smith in Yorkshire in die Kost und befolgte alle Regeln, welche ihm dieser vorschrieb. Smith war ein großer Kenner in allen Din-

gen, worauf man in England wettet, und verstand besonders, Jemanden gehörig vorzubereiten, der einen Wettgang vorhatte. Er gab Barclay nichts als rohes Fleisch und stark zu verdauende Speisen zu essen, brauchte ihn zu allen schweren Arbeiten, ließ ihn große Lasten von Käse und Butter zu Markte tragen, und gab ihm zu zehn englischen Meilen nicht mehr als anderthalb Stunden Zeit. Kurz Smith schickte und schor seinen reichen Schüler wie einen Hühnerhund, und immer that dieser alles so flink und so gut, daß der Lehrer beständig voraussagte, er werde den Preis davon tragen. Die Zeit kam. Man hatte bei Ayton auf der Straße von York nach Hull eine englische Meile Weges mit Lampen erleuchtet, weil Barclay, laut Bedingungen, gerade um Mitternacht seinen Weg antreten mußte. Gleich aus dem Anfange schloß man viel, und in dem Maße, als er rüstig fortfuhr, stiegen die Wetten; um 4 und 8 Uhr Morgens bot man 2 gegen 1, daß er gewinne; als er 60 Meilen gegangen war, 5 und 4 gegen 1; als er 70 zurückgelegt hatte, wurden 7 und 6 gegen 1 gewettet, daß er gewinnen würde. Gegen das Ende hin 10 und 15 gegen 1. Er hatte seinen Gang 22 Minuten 4 Sekunden auf 9 Uhr des Abends glücklich beendigt, so daß er eine Stunde 7 Minuten und 36 Sekunden weniger Zeit brauchte, als ihm erlaubt war. Daher gewann er die Wette ohne anscheinende Mühe. Sechsmal hielt er an, sich zu erholen, eine Erfrischung zu nehmen und die Wäsche zu wechseln, welches gemeiniglich 12—15 Minuten währte. Das Wetter war ihm besonders günstig, ausser früh von 4 bis 8 Uhr, da es neblicht wurde, welches sein Feuer sichtlich dämpfte. Der Zulauf von Menschen war sehr groß, die besonders dafür sorgten, daß ihn nichts unterbrüche. Da eine außerordentliche Anstrengung nöthig war, so bezeugten die Leute eine herzliche Freude darüber, daß er gewann. Als er fertig war, hörte man nichts als Jauchzen als Hussa; und die Leute trugen ihn frolockend auf den Schultern umher.

Viele Männer von Stande waren sogar aus Schottland gekommen, um die Wette mit anzusehen. Es standen

nicht nur die 10,000 Pfd. der Hauptpersonen darauf, sondern mehr als doppelt so viel, da die vielen Wettlustigen aus Yorkshire, Schottland und Laaden, ansehnliche Summen gesetzt hatten. Die ganze Grafschaft York erwartete den Ausgang mit größter Theilnahme, weil in ganz England keine Gegend ist, wo man eben so stark wettet. Barclay machte eine Woche vorher den Tag bekannt, an welchem er seine Wette geben würde. Der Platz wurde von beiden Partheien gemessen und ein Pfahl am Ende jeder Meile eingeschlagen. Um diesen mußte Barclay nach jeder Meile sich wenden, welches anderhalb Schritte ausmachte, die aber beim Messen nicht gerechnet wurden. An den Pfahl wurden Leute gestellt, die einen Keil hinein machten, so bald er wieder einmal herum war; auch lag ihnen ob, Achtung zu geben, daß alles in Ordnung vor sich gieng. Ein paar Minuten vor Mitternacht kam Barclay mit seinem Freunde, wie auch Fletcher mit den Seinigen an. Punkt zwölf Uhr wurden 6 Repetir Uhren gestellt, in ein Kästchen an den Gewinn-Pfahl gesetzt und das Kästchen versiegelt. Zu gleicher Zeit brach Barclay auf, er trug ein engschliessendes Flanneil-Hemde, flannellene Unterhosen und eine flannellene Nachtmütze, sogenannte Lammswollene Strümpfe und weiße Lederschuhe mit ziemlich dicken Sohlen. Das Haus, in das er gieng, um Erfrischungen zu nehmen, stand etwa 10 Ellen von der Straße; das Hingehen und Zurückgehen machte zwanzig Ellen, die er aber nicht rechnen wollte. Als die Wette gewonnen war, sah man ihm keine Müdigkeit an; er war eben so munter, wie zuvor, und sagte: er könne noch zwanzig Meilen weiter gehen. Ob gleich der Schauplatz seiner Gehfertigkeit auf offener Straße lag, so bewies man ihm doch alle mögliche Aufmerksamkeit. Die vielen Landkutschen, Briefkutschen, Fahrwagen, Equipagen, Postkutschen, das Heer von Cabriolets, Rittern und selbander reitenden Frauen, die unaufhörlich England von einem Orte zum andern durchfliegen, und besonders in dem wohlhabenden Yorkshire häufig sind, fuhren und ritten insgesamt auf die Seite, um dem Wettkämpfer kein Hinterniß in den Weg zu legen. Jeder schien ihm einen glücklichen Ausgang zu wünschen.

Sonst gehen die Soldaten nirgends aus dem Wege, aber hier thaten sie es. Die West Yorkshire-Miliz kam zwar des Weges auf ihrem Marsche aus Hull nach York; so bald sie aber hörte, was da vorgieng, machte sie halt, und theilte sich in 2 Linien zu beiden Seiten der Straße, welches eine gute Wirkung that. Jeder Soldat rief dem Herrn Barclay zu: Glück und Sieg! — Ueberhaupt mußte die große Anstrengung, welche er sichtlich anwendete, jeden für ihn interessiren und diese Theilnahme rührte ihn, indem sie ihn aufmunterte. Wenn man die zur Erfrischung nöthige Zeit und andere kleine Abhaltungen zusammenrechnet, so kosteten ihn die 90 Meilen nicht viel über 19 Stunden, außer den Schritten in's Wirthshaus, aus demselben und um den Pfahl. In den letzten 30 Meilen hatte er einen Gesellschafter, den Sohn seines Lehrers Smith, einen jungen 19jährigen Menschen, der sehr brav Schritt hielt und Hoffnung erweckte, dereinst ein eben so guter Fußgänger zu werden. Barclay war etwa 22 Jahr alt, 5 Schuh 11 Zoll groß und stark gebaut. Seine Manier zu gehen glich der des berühmten Fußgängers Powell. Der Ort, welchen er wählte, hatte verschiedene sanfte Anhöhen; wenn er an diese kam, lief er gewissermaßen hinauf; die übrigen Theile des Weges ging er. Sobald er anhielt, nahm er beträchtlich viel zu sich, seine Nahrung bestand aus gekochten Hühnern, Hammelfleisch-Schnitten ꝛc., und sein Getränk war altes starkes Bier. — Als er in seiner Equipage nach Pocklington gefahren kam, wurden zum Zeichen der Freude die Glocken geläutet, und das Volk wollte sich vor seinen Wagen spannen, welches er jedoch nicht zuließ. Er ist von einer alten, vornehmen Familie, deren Landsitz in Ury in der nordschottischen Grafschaft Mearne liegt.

104.

Vielleicht ist folgende Gehwette noch bewundernswerther, da sie ein bejahrter Mann machte. Marshall, ein Fleischer von 60 Jahren, verband sich, 30 englische oder 5 teutsche Meilen in 6 Stunden zu gehen, und man wettete große Summen. Man hatte dazu eine Meile auf der Straße jenseits Leg-Bridge gewählt. Er brach

früh um 7 Uhr auf und ging immer eine Meile hinwärts und eine Meile herwärts, bis er das Ganze vollbrachte, welches er ohne Anstrengung that, und zwar 11 Minuten vor der bestimmten Zeit.

105.

Zwei Lehrburschе, ein junger Walliser und ein junger Bergschotte aus der Paternoster-Row in London, machten eine seltsame Wette. Der Walliser verpflichtete sich, zwei Mal um die St. Pauls-Kirche zu laufen, ehe der Schotte zwei frische Pfennigkuchen würde verschlucken können. Es war früh um 8 Uhr. Beim Anfange waren die Wetten gleich, aber nach der ersten Runde wettete man zwanzig gegen eins zu Gunsten des Wallisers, der die zweite Runde vollendete, ehe der Bergschotte kaum einen halben Kuchen hinter hatte. Dieser Auftritt war eine königliche Lust für die umwohnenden Lehrburschе und Knaben.

106.

Um dieselbe Zeit wurden zu Faver die gewöhnlichen Wetten angestellt, wer die häßlichsten Fratzen-Gesichter schneiden könne? Der Preis war eine Rolle Taback. Ein Schuhflicker und ein Schneider bewarben sich darum. Der Schuhflicker war schon um drei Fratzen voraus. Aber ein Kerl, der eine große Wette auf den Schneider gemacht hatte, verschaffte ihm den Sieg durch eine List. Er näherte sich dem Schneider heimlich und trat ihn derb auf einen Leichdorn am Fuße. Der Schneider verzerrte darüber alle Gesichtsmuskeln so abscheulich, daß er auf der Stelle, nach dem allgemeinen Ausspruche, den Preis erhielt.

107.

Von der Sucht zu wetten, die unter den Engländern herrscht, ist wohl das auffallendste, hoffentlich aber nur ersonnene Beispiel folgende Anekdote, die man übrigens als unbestritten richtig erzählt. Ein Mensch war in die Themse gefallen: sogleich schloßen Mehrere unter denen, die am Ufer gingen, mit einander Wetten darüber, ob er ertrinken werde, oder nicht. — Ein Boot stieß vom Lande, um ihm zu Hülfe zu eilen. „Halt! Halt!“ riefen Diejе-

nigen, die für die erste Meinung gewettet hatten, „das ist kein ehrlich Spiel! Wir könnten darüber unsere Wetten verlieren!“

108.

Der Herzog von Bedford und Lord Barymore wetteten um 5 Pfd. Sterling über die Möglichkeit, einen Menschen zu finden, der eine Katze lebendig fressen würde, und siehe da, es fand sich wirklich ein Kerl, der eine Katze für einen geringen Preis lebendig fraß, und der Lord, der die Möglichkeit behauptet hatte, gewann die Wette. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man, daß ein Schäfer aus Yorkshire auf dem Jahrmarkte zu Beverley im J. 1777 für zwei Guineen einen schwarzen Kater mit Haut und Haaren, mit Knochen und Eingeweiden binnen einer Viertelstunde hineinfraß.

109.

Ein irländischer Maler, M'Gregor, von Anscheinend schwacher Natur, klein und sehr schmächtig, wettete im J 1792, einen Stier mit seiner Faust auf 5 Schläge zu fällen. Man zweifelte, daß er werde Wort halten können, und dennoch, zu Jedermanns Verwunderung, fiel der Stier schon auf den zweiten Schlag, und der Maler gewann die Wette, die ihm vielleicht mehr einbrachte, als sein Pinsel.

110.

Im Jahr 1793 wettete ein Kerl in London um fünf Schillinge, sich an die Spaichen eines Kutschenrades zu hängen, und sich so im vollen Laufe der Pferde herumdrehen zu lassen. Dieß geschah und er gewann die Wette.

111.

Im Jahr 1811 geschah zu Newburg eine sonderbare Wette von 100 Guineen. Man sollte nehmlich in Zeit von 14 Stunden so viel Wolle, um ein Mannskleid daraus zu machen, scheeren, Tuch daraus weben, es zubereiten, färben, und das Kleid machen. Die Wette wurde auch in weniger als 12 Stunden gewonnen, denn um 8 Uhr Morgens wurden die Schafe geschoren und um 9 Uhr Abends trug der Wetter, Mr. John Throckmorten, schon das schöne dunkelblau gefärbte Kleid davon.

112.

Im Jahr 1791 lebte in Carlisle in England ein sonderbarer Mann, Joseph Strong. Er war ein Weber und stockblind. Dennoch trieb er nicht nur sein Gewerbe, sondern hatte sich in seiner Blindheit auch fast sein ganzes Hausgeräthe selbst gemacht, sogar Modelle zu neuen Webermaschinen erfunden und selbst verfertigt. Er liebte die Musik leidenschaftlich, und nahm sich vor, die Orgel der Cathedral-Kirche seiner Stadt genau zu untersuchen. Da er aber glaubte, dazu werde er die Erlaubniß nicht erhalten, so machte er eigenmächtig in der Nacht den Versuch. Er fand Mittel, die zur Orgel führenden Thüren zu öffnen, und probirte die Pfeifen und untersuchte die Töne mit einem Getöse, welches die ganze Nachbarschaft in Bestürzung brachte. Es war Mitternacht, und kurz zuvor war der Organist gestorben. Welchen Schrecken verursachte also dieses mitternächtliche Orgelspielen! „Gerechter Himmel!“ hieß es, „der Geist des verstorbenen Organisten spielt in der Kirche auf der Orgel; wer will sich in die Kirche wagen?“ Endlich wagte es Einer doch, und der blinde Organist wurde verhaftet. Nachdem er mit einem Vorwurfe wieder entlassen worden war, erhielt er die Erlaubniß, die Orgel zu untersuchen. Das that er denn auch und baute bald darauf eine Orgel für eine Kirche auf der Insel Man.

113.

Beschreibung einiger von Trenk in der Gefangenschaft zu Magdeburg gravirten Becher.

Als der durch seine von ihm selbst beschriebene Schicksale bekannte Freiherr Friedrich von der Trenk, nach dem Abgange des Commandanten, General von Borck, die Erlaubniß erhielt, in seinem Gefängnisse zu Magdeburg Licht zu brennen, gerieth er auf den Einfall, mit einem kleinen Brettnagel, den er aus dem Fußboden zog, auf zinnernen Bechern Inschriften und Bilder zu graviren. Da in der Sammlung seiner vermischten Gedichte nur wenige von diesen Inschriften enthalten sind, auch die von ihm mitgetheilten von den in meinem Exemplar

befindlichen hin und wieder abweichen, so möge eine Beschreibung hier einen Platz finden.

Auf einem Deckel sind folgende Bilder:

Ein Mann, welcher sich bei einem Ungewitter unter einem Baum versteckt, mit der Unterschrift:

Mag das Wetter immer stürmen,
Dieser Baum kann mich beschirmen,
Hier erwart' ich bess're Zeit.
Wenn des Schicksals Wetter schrecken,
So soll mich mein Herz bedecken,
Scheint die Hülfe noch so weit;
Wenn mich Freund und Glück verlassen,
G'nug, ich kann mich selbst noch fassen.
Wenn die Sonne wieder scheint,
O wie süß riecht dann die Erde!
Wenn das Auge nicht mehr weint,
Was ist Kummer und Beschwerde?
Eine Last, die uns vergnügt,
Wenn der Kämpfer rühmlich siegt.

Die Geduld. Dabei ist zu lesen:

Geduld, du bitt're Kost! soll ich dich ewig lecken?
Wie süß wird mir dereinst der Hoffnung Frucht nicht schmecken?
Der Esel lebt durch dich und wird mit dir begraben.
O Gott, soll ich denn auch ein Esels-Schicksal haben?

114.

Eine Eule in der Nacht, wenn die Vögel schlafen, mit der Schrift:

Gestern schien's, ich sei geschaffen,
Aller Vögel Spott zu seyn;
Jetzt, da meine Feinde schlafen,
Seh' ich meine Thorheit ein.
Mensch betrachte hier den Neid,
Alles währt nur eine Zeit,
Lerne von verfolgten Eulen,
Rachsucht durch Verachtung heilen.
Endlich kömmt auch deine Nacht,
Die die Feinde schweigen macht;
Und in deinen Unglückstagen,

Laß sie von der Eu'e sagen,
Wie sie über Narren lacht.

Auf einem andern Becher:
Großmuth auf! zerbrich das Grab,
Das mich und mein Recht bedecket!
Reiche dem den Hoffnungsstab,
Der nach mir die Hände strecket!
Edles Herz, das Königsblut,
Für bedrängte Menschen heget,
Hemme doch des Schicksals Wuth:
Das den Trenk zu Boden schläget!
Großmuth! ich vertrau auf dich,
Schütze, rette, greif zum Werke!
Kennest du mein Herz und mich,
O! so hat dein Arm auch Stärke.
Seufzend, hoffend klag ich dir,
Großmuth handle groß an mir!

Trenk selbst in seinem Gefängniß zeigt sein Herz in der Hand, mit der Beischrift:

sans reproche

Die neben ihm sitzende Vernunft beleuchtet es und sagt:

il ne cache rien

Ueber dem Gefängniß steht:

toujours le même.

Die herzufliegende Zeit bringt einen Lorbeerkranz, zwischen demselben und seinen Ketten steht: le prix des travaux.

Unten lieget ihm der Neid mit einem ergrimmten Tiger. Auf der andern Seite erblickt man den Parnaß mit dem fliegendenden Pegasus. Ein Genius zeigt ihm die Welt mit der Heilschrift.

viens jouir de ce globe!

Die Inschrift dieses Bildes ist folgende:

Hier in meinem dunkeln Grabe,
Hält mir die Vernunft das Licht,
Wenn ich sie zur Freundin habe,
Fehlt es mir an Großmuth nicht.
Wenn Verläumdung zischt und wüthet,
Wenn der Trieb zur Welt mich nagt,
Wenn die Sehnsucht Schwermuth brütet,

Thu' ich was Minerva sagt.
Weil mein Herz mich nicht verklaget,
Wird die Zeit mein Richter sein,
Was der Pöbel von mir saget,
Macht mich weder schwarz noch rein.
Unglück ist ja kein Verbrechen,
Strafe schimpft nicht, nur die That,
Groß und kluge Welt wird sprechen,
Was der Trenk verdienet hat.
Wer in Ketten edel denket,
Und im Unglück lachen kann,
Bleibt, ob ihn die Welt gleich kränket,
In sich selbst ein großer Mann.
Nicht im Glücke, nur im Schmerz
Zeiget sich des Helden Herz.

So wenig auch unterrichtete Personen der Versicherung seiner Schuldlosigkeit unbedingten Glauben schenken konnten, so herzlich schlecht auch seine Verse waren, so erregte doch Trenk's Schicksal ein allgemeines Interesse und man bezahlte die von ihm gravierten Becher noch bei seinem Leben mit 20 bis 80 Thaler. Man findet sie nur in den Kunstsammlungen des Wienerhofes und einiger Privatpersonen. Sie haben nicht alle gleichviel, noch dieselben Inschriften, und die Schrift ist zum Theil so fein, daß sie mit einer Lupe gelesen werden muß.

115.

Ein gewisser Lars Bengtson **Granberg**, ein Schwede, besaß eine außerordentliche Geschicklichkeit, arithmetische Aufgaben blos im Kopfe aufzulösen. König Christian V. von Dänemark gab ihm folgendes auf: „Ein Kaufmann hatte 33 + 44 + 55 + 66 + 77 + 88 + 99 Bären. Jeder Bär hatte ebenso viel Junge: Jeder junge Bär eben so viel Schwänze; jeder Schwanz eben so viel Haare; jedes Haar kostet eben so viel Karolins; wie viel Karolins betrug das Ganze?" Die Antwort war: 21,047,953,604,832.

Curiosa aus der Thierwelt.

116.

Der Phönix.

Eine sehr alte Sage hat nicht nur in das luftige Gebiet der Dichtkunst, sondern sogar in die älteren Naturgeschichten einen Vogel von sehr schönen Federn, von wunderbarer Gestalt und sonderbarem Wesen, gesetzt, und denselben den Sonnenvogel oder Phönix genannt. Es gab der Sage nach nur einen einzigen Vogel seiner Art, herrlich und prachtvoll gefiedert, ein Wunderthier der gefiederten Welt, herrlich und ehrwürdig, der ein Alter von 500 Jahren erreichte. Merkte er, daß die Zeit seines Scheidens kam, so trug er die wohlriechendsten Kräuter, welche es giebt, zusammen, machte sich daraus sein Sterbebett, flog hoch auf, der Sonne entgegen, entzündete mit dem Winde seines Flügels ein Feuer und verbrannte sich selbst. Aber aus seiner Asche

steigt er wieder auf, wird aus einem Wurm am dritten Tage ein Vogel und fliegt davon, seinem neuen, langen Lebenslaufe entgegen. Andere sagten, er lege seine Brut in's Nest und sterbe darüber. Ein junger, im Neste entstehender Vogel, trage dann seine Wiege, seines Vaters Grab, mit dem Erblichenen, nebst vielem Weihrauch, auf den Altar des Sonnentempels in Egypten, und mache seine Last zum dort angenehmen Brandopfer.

117.

Nicht minder merkwürdig ist das Entstehen dieses Phönix der Romanziers beschrieben. Nicht mehr als ihrer drei dieses Vogelgeschlechts können auf einmal geboren werden. Das Weibchen legt drei Eier, ohne mit dem Männchen Gemeinschaft gehabt zu haben. Diese Eier sind aber so außerordentlich kalt, daß nur die Mutter dieselben berühren kann, und sie selbst wird so kalt, daß sie nicht zu berühren ist. Hat sie nun Frost genug geduldet, fliegt sie in's Thal Hebron, wo sie den Stein Pirasiste findet, der von unendlicher Hitze ist. Wer ihn berührt, wird von der Hitze sogleich roth wie Blut. Die Mutter aber glaubt die Hitze sey noch nicht groß genug und fliegt mit ihm zum Neste. Aber da hat schon die Hitze ihren Körper durchbrannt, sie weiß, auch die Eier würden anbrennen, käme denselben der Stein zu nahe, daher legt sie ihn nur fern; er aber brutet dennoch die Eier aus. Die Mutter aber verbrennt und es bleibt nur einige Asche und zähe, nährende Theile des Körpers zurück. Aus den Eiern entstehen zwei männliche Vögel und ein weiblicher, die sich, so lange bis sie zu Kräften gekommen sind, von der Asche der Mutter nähren, dann essen sie nie wieder. Die beiden Männchen sind stolz, und jedes will das Weibchen haben und beherrschen. Es kömmt darüber zum Kampf. Beide bleiben todt auf dem Kampfplatze und nur das Weibchen, Serpellions genannt, bleibt zurück, um dereinst auf gleiche Weise sich wieder fortzupflanzen und zu zerstören.

118.

„In Egypten (erzählt der Reisende Montevilla) liegt eine Stadt, die heißt Eliopole oder Dersole, auf Teutsch: die Sonnenstadt. In derselbigen ist ein Tempel gebauet, nach dem Tempel zu Jerusalem, er ist ihm aber ganz ungleich. Die Pfaffen in selbigem Tempel haben geschrieben von der Stunde des einzigen Vogels in der Welt, der Phönix genannt ist, also wenn er sterben und wieder werden soll. Wenn die Zeit kompt, so bereiten die Pfaffen einen Altar im Tempel, und so er fünfhundert Jahr gelebt hat, kompt er geflogen auf den Altar, sich selber zu verbrennen und sich zu erneuern. Das sagten mir die heidnischen Pfaffen und ließen mich ihr Geschrift sehen und lesen, die sie davon haben. Also wenn die Zeit kompt, daß er sich verbrennen soll, so legen die Pfaffen Dorn und lebendigen Schwefel und andere Kräuter auf den Altar, und auf die Stunde, so er fünfhundert Jahr gelebt hat, kompt er auf den Altar geflogen, und von dem geschwinden Wind, den er mit ihm bringt, so zünden sich die Dorn und der Schwefel an und verbrennt denn darinn zu Asche, und so das Feuer erlöscht, so findet man ein kleines lebendiges Würmlein in der Asche liegen. Des andern Tages wird das Würmlein zu einem Vogel. Des dritten Tages wird es vollkommen und fleugt hinweg. Und darinn vergleicht man den Vogel Gott dem Herrn, der am dritten Tage erstunde vom Tode. Man sichet ihn auch dick fliegen, denn er ist den mehrentheil daselbst, oder in Arabia, und ist ein wenig größer denn ein Adler, und hat eine Kron auf dem Haupt, größer denn ein Pfau hat, und ist ihm der Hals scheinbar. Der Schwanz rothstreifelt allenthalben. Ich habe ihn wissentlich zweimal gesehen, aber nicht fliegen, seine Flügel sind Purpurfarbe, der Rück blaufarb, und ist gar lustig zu sehen, so die Sonne scheinet, und denn so glänzet er, und er zeiget alle seine Farben."

119.

Etwas von Katzen.

Eine Katze liebte einen jungen Menschen dergestalt, daß sie gar nicht von ihm weichen wollte, und immer um und bei ihm war. Als er nun krank wurde, gieng sie nicht von seinem Bette, und als er starb, wollte sie die Leiche durchaus nicht verlassen. Als man diese endlich forttrug, verbarg sie sich in einen Winkel des Hauses, und bald darauf fand man sie todt. Das Bild dieser treuen Katze wird noch bei der Familie aufbewahrt.

120.

Die Katze, ehemals das Sinnbild der Freiheit, (deßwegen führten auch die alten Schwaben in ihren Fahnen eine Katze) wurde von den alten Egyptiern, ihres Nutzens wegen, für das mit Ratten und Mäusen überfüllte Land, und weil die Göttin Isis sich einmal in eine Katze verwandelt hatte, sehr hoch geachtet und geehrt.

Bei Gastmahlen wurden den Katzen Ehrenplätze gegeben. Starb eine Katze, so schoren die Bewohner des Hauses sich die Augenbraunen ab, und der Leichnam wurde in ein heiliges Gebäude gebracht. War er einbalsamirt, so wurde er in der Stadt Bubastis (jetzt Basta) begraben. Wer eine Katze, selbst gegen seinen Willen, tödtete, mußte sterben. Ein Römer, der in Egypten eine Katze beleidiget hatte, wurde sogleich vom Pöbel erschlagen.

Als Cambyses die Stadt Pelusе stürmte, ließ er seine Soldaten statt den Schilden, sich mit lebendigen Katzen rüsten, und die egyptische Besatzung wagte es nicht, sich zu vertheidigen.

121.

Die Türken lieben die Katzen ungemein, denen auch ihr Prophet Mahomet sehr gewogen war, der, als er einmal dringender Angelegenheiten wegen abgerufen wurde, lieber ein Stück von seinem Kleide abschnitt, als eine Katze aufweckte, welche auf demselben schlief. Ja, er wußte einen Araber, der ihm einen Dienst erwiesen hatte, nicht glänzender zu ehren, als daß er ihn Vater der Katzen nannte. Man brauchte weiter nichts, als dieses, um diese Thiere den Mahomedanern zu empfehlen, wenn sie nicht überdieß ihre außerordentliche Reinlichkeit, ihre Artigkeit, der Glanz ihres Pelzes, ihre weichliche Ruhe, ihre stillen und vorsichtigen Liebkosungen, in den Augen der Muselmänner zu liebenswürdigen Wesen machten. Die Katze darf in die Moscheen kommen; man nimmt sie in denselben als ein Lieblingsthier des Propheten, und als einen Feind unreiner Thiere auf.

Man findet noch jetzt in Egypten in allen Häusern Katzen. Sie theilen das Wohnzimmer des Reichen mit seiner Trägheit und Weichlichkeit, dem es behagt, von ihren Schmeicheleien und Liebkosungen ergözt zu werden.

122.

„Es ist wahr — sagt Sonnini — die Katzen sind sehr sanft und zutraulich. Ich hatte eine prächtige Anagorische Katze. Sie war mit langen, seidenen Haaren bedeckt, ihr sehr dichter Schwanz bildete einen schönen Federbusch, den das Thier nach Willkühr über seinen Körper in die Höhe hob. Kein Fleck, kein Schatten verdunkelte das blendende Weiß seiner Haare. Seine Nase, der Kreis um seine Lippen waren von einer zarten Rosenfarbe. In seinem runden Kopfe glänzten zwei große Augen. Diese schöne Katze aber besaß noch mehr liebenswürdige Eigenschaften, als Schönheit in ihren Bewegungen. Mit einer Physionomie voll Güte, verband sie eine wahrhaft interessante Sanftmüthigkeit. Man

konnte sie angreifen wie man wollte, nie zeigte sie ihre Krallen. Sie war gefühlvoll gegen Liebkosungen, und leckte sogar die Hand dessen, der sie quälte. Auf meinen Reisen blieb sie ruhig auf meinen Knieen sitzen. Kein Geräusch beunruhigte sie, wenn sie sich bei mir oder einer bekannten Person befand. In meiner Einsamkeit blieb sie an meiner Seite, und unterbrach mich zuweilen in meinem Nachdenken oder in meiner Arbeit durch Liebkosungen. Sie folgte mir auf meinen Spaziergängen. War ich abwesend, suchte und rufte sie mich. Sie kannte meine Stimme, und war fröhlich wenn ich zurückkam. Ihr Schritt war nicht ungleich, ihr Gang war frei, und ihr Blick war eben so sanft, als ihr Charakter."

123.

Die Aegineten wußten viel von der Liebschaft einer Gans zu erzählen, die sich in einen hübschen Jüngling aus Oleen, genannt Amphilochus, so sehr verliebt hatte, daß sie nicht ohne ihn seyn, ihn gar nicht verlassen konnte; allenthalben folgte sie ihm nach. Aber das Ende dieser Liebschaft ist nicht bekannt, was doch leicht bei und an derselben nicht das uninteressanteste gewesen seyn dürfte. Vielleicht hat der Geliebte ihre süße Neigung ganz als ein Mensch benutzt, hat die Geliebte gerupft und verzehrt.

124.

Eine andere Gans warf ihre Liebe auf einen Philosophen. Lacydes von Cyrene, Arcesilaes Schüler und sein Nachfolger in der Akademie, war der glückliche, welcher von dieser gefütterten Liebhaberin geliebt wurde. Sie verließ ihn nicht und war stets um ihn, er mochte Vorlesungen halten, studieren, schlafen, sich baden oder Besuche bei den freundlichen Hetären abstatten. Tag und Nacht war sie bei ihm und blieb ihm schnatternd gewogen. Aber überleben konnte sie ihre Liebe nicht, und starb endlich zu den Füßen des Geliebten. Dankbar für ihre Treue und Liebe, ließ der Philosoph dieser

Ganz ein so prächtiges öffentliches Leichenbegängniß halten, als sey ihm in ihr sein Sohn, sein Bruder oder seine Gattin gestorben. — Das war nun freilich sehr viel, und in unsern schönen Tagen geben so etwas die wachsamen Polizeien gar nicht zu, vielweniger die bedenklichen Consistorien, von denen freilich die Griechen, als blinde Heiden nichts wußten. Daher setzten sie gar Thieren aller Gattung öffentliche Grabschriften, was auch die Römer thaten, ohne daß es gewehrt wurde.

125.

Ich sah (erzählte Busbeck) mit meinen Augen, daß ein Luchs, den ich aus Assyrien bekommen hatte, eine solche Zuneigung zu einem meiner Bedienten gefaßt hatte, daß man nicht läugnen konnte, er müsse in ihn verliebt seyn. War er um ihn, so wußte er gar nicht wie er ihm genug schmeicheln und liebkosen sollte, ja, er umfieng, er küßte ihn. Wollte er gehen, so fiel er ihm sanft in den Mantel und hielt ihn mit seinen Nägeln fest. Gieng er dennoch fort, so sah er ihm mit unverwandten Augen nach, und war ganz traurig, bis er wieder kam. Dann aber sprang er ihm entgegen, bewillkommte ihn, und war wieder fröhlich und froh. Als nun dieser Diener mit mir verreisen mußte, wurde der Luchs krank, wollte nicht fressen, und starb nach etlichen Tagen.

126.

„Unter meinen Vögeln, erzählt ein Reisender, befand sich ein Balearischer Kranich. Dieser verliebte sich in einen spanischen Soldaten, den ich (in der Türkei) ranzionirt und bei mir hatte. Wohin der Soldat ging, dahin folgte der Kranich ihm nach, stand er still, blieb er auch stehen, und stellte sich neben ihn. Kein anderer Mensch durfte ihn anrühren oder streichen, als sein Geliebter. War er nicht daheim, gieng der Kranich an seine Kammer, und hackte, mit dem Schnabel anklopfend, in die Thür; wurde aufgeschlossen, so sah er sich allent-

halben um, als ob er den Abwesenden suche. Sah er ihn nicht, so durchstrich er das Haus, und fieng so fürchterlich zu schreien an, daß man es nicht ertragen konnte. Kam nun der Gesuchte zurück, so flog ihm der Suchende mit ausgespannten Flügeln entgegen, und bewegte den Leib so wunderseltsam und sonderbar, daß man es mit Verwunderung ansehen mußte.

Gieng der Soldat zur Ruh, so folgte ihm der Kranich, und legte sich unter sein Bette, wohin er auch einmal ein Ey gelegt hatte."

127.

Ein Delphin des Lukrinischen See's verliebte sich in einen Knaben und ein Pfau so zärtlich in ein Mädchen, daß er neben ihrer Leiche starb.

128.

Ein Elephant liebte eine Korallenhändlerin, die Geliebte des Grammatikers Aristophanes, ein anderer eine Balsamhändlerin, ein dritter den Syrakusaner Menander.

Ein Affe verliebte sich in eine Hofdame mit einer solchen Heftigkeit, daß man sich genöthigt sah, den ungewünschten Liebhaber vom Hofe, und aus der Stadt, und dann, aus dem Lande zu schaffen.

129.

In das Fräulein von Hill, die Cousine der Herzogin von Croy, verliebte sich ein Papagei, folgte allenthalben hin ihr nach, saß stets neben ihr, sie zärtlich anblickend, und gestattete keinem Menschen, auch nur ihre Kleider anzurühren. Als daher das Fräulein mit dem Grafen von Megen sich verheirathete, mußte der zärtlichböse Vogel entfernt werden, da er keinen Nebenbuhler leiden wollte.

130.

Der Ichnevmon.

Der Ichnevmon ist ein kleines vierfüßiges Thier, von der Wieselart, welches häufig in Aegypten angetroffen wird. Er schafft dem Lande vielen Nutzen, weil er die Eier der Krokodile verzehrt, die er in dem Sande hervorsucht. Selbst die kleinen Jungen dieser gefährlichen Thiere frißt er. Auch Hühnereier mag er gerne. Da das Maul nicht genug gespalten ist, daß er sie damit fassen kann, so wirft er sie in die Höhe, und sucht sie zu zerbrechen, oder er rollt sie auf hundert verschiedene Arten auf der Erde herum. Findet er einen Stein in der Nähe, so stellt er sich gleich mit dem Rücken gegen ihn, dann sperrt er seine Hinterbeine aus einander, nimmt mit den vordern das Ei auf, und wirft es unterm Bauch durch, gegen den Stein, daß es zerbricht.

131.

Der sprechende Hund.

Herr v. Leibnitz erzählt in den Annalen der Pariser Academie, er habe bei einem Bauer in der Nähe von Zeitz in Sachsen, einen Hund von gewöhnlicher Gestalt und mittlerer Größe angetroffen, bei dem ein Knabe einige Anlage zum reden entdeckt habe. Er hatte einige Töne von demselben gehört, welche seiner Einbildung nach deutschen Wörtern ähnlich klangen, und setzte sich deßhalb in den Kopf, dieses Thier reden zu lehren. Der Besitzer des Hundes, welcher nichts besseres zu thun hatte, wendete alle seine Zeit darauf, und nach einigen Jahren war der Hund so weit gebracht, daß er etliche dreißig Wörter aussprechen konnte, worunter sich auch die französischen Wörter, Thee, Caffee, Chokolade, Assemblee befanden. Es ist zu bemerken, daß der Hund schon drei Jahre alt war, als man anfieng, ihn dieses zu lehren. Er redete aber nicht anders, als wenn ihm sein Herr ein Wort vorgesprochen hatte, und es schien, als wenn er es aus Zwang und wider Willen wiederholte, ungeachtet man ihn nicht übel dabei behandelte.

132.

Der agirende Hund.

Plutarch erzählt, zu Rom auf dem Schauplatz des Marcel, einen Hund gesehen zu haben, welcher einem Gaukler zugehörte, der ein Stück, worinnen verschiedene Auftritte und Personen vorkamen, und in welchem auch dieser Hund eine Rolle hatte, aufführte. Dieser mußte sich unter andern auch eine Zeitlang stellen, als wenn er todt wäre, weil er eine gewisse Arznei gefressen hatte. Nachdem er das Brod, welches man für diese Arznei ausgab, hinuntergeschluckt hatte, fieng er sogleich an zu zittern und zu taumeln; endlich streckte er sich, machte sich starr, als ob er todt wäre, und ließ sich von einem Ort zum andern ziehen und schleppen, wie es der Inhalt des Spiels mit sich brachte. Als er hierauf merkte, daß es Zeit wäre, fieng er erstlich an, sich wieder ganz langsam zu bewegen, als wenn er aus einem tiefen Schlaf wieder zu sich selbst gekommen wäre, hob hierauf den Kopf in die Höhe, und sahe hin und her, so daß alle Umstehenden darüber erstaunten.

133.

Musikalische Pferde.

Die Sybariten richteten die Pferde zum Tanz ab, und zwar mit solchem Erfolge, daß wie Plinius berichtet, ihre ganze Cavallerie dergleichen Pferde hatte. Die Crotoniaten, die mit ihnen Krieg führten, ließen aber insgeheim ihre Trompeter-diejenige Musik lernen, nach welcher die Pferde zu tanzen pflegten, und sie bliesen sie als die Cavallerie erschien, wodurch denn die Sybariten die Schlacht verloren, weil die Pferde, anstatt die Schwenkungen zu machen, tanzten. (?)

134.

Der abgerichtete Hirsch.

Hirsche kann man fast eben so abrichten, wie Hunde. Herr Delacroix erzählt in seinem Taschenbuch für Naturliebhaber, folgendes Beispiel davon.

Wie ich zu Compiegne war, führten mich einige liebenswürdige Verwandinnen zu einem Deutschen, der einen Hirsch besaß, von dem man erstaunliche Dinge erzählte. Kaum hatten wir in einem Saal, der ziemlich groß war, Platz genommen, so führte man besagtes Thier herein; ich erkannte es an seinem Geweihe für einen Hirsch von zehn Enden. Er hatte einen schönen Wuchs, eine majestätische Stellung, ein munteres, aber durch Sanftmuth gemildertes Auge. Der erste Zug der Erziehung, wodurch er sich ankündigte, war dieser, daß er sogleich die ganze Gesellschaft grüßte, indem er den Kopf verschiedenemale sehr ehrerbietig neigte, und nachher jeder Person eine besondere Verbeugung machte. Diese Ankündigung ermangelte nicht, uns sogleich für ihn einzunehmen. Unsere vorgefaßte gute Meinung von ihm wurde durch das Folgende bestärkt. Alles was nur der am besten abgerichtete Hund zu thun im Stande ist, sahen wir auch diesen Hirsch thun. Er trug eine Zeitlang zwei kleine Kerzen im Munde herum, die an den beiden Enden eines Stocks angebunden waren. Er grüßte und neigte sich auf verschiedene Arten. Man verband ihm die Augen, und er legte sich bei dem Geräusch einer Trommel, auf der ein Generalmarsch geschlagen wurde, auf die Knie, und streckte den Kopf auf die Erde. So bald er aber das Wort Gnade aussprechen hörte, sprang er plötzlich auf. Er neigte sich just so oft, als eine Person, die die Würfel auf die Trommel warf, Augen hatte. Er drückte vermittelst eines kleinen Stricks, den er mit seinen Zähnen anzog, eine Pistol los; er feuerte ohne das geringste Zeichen des Schreckens oder Erstaunens zu geben, mit einer Lunte, die an seinem rechten

Fuß befestigt war, eine kleine Kanone ab, er sprang verschiedenemal mit der äußersten Behendigkeit durch einen Reif, den sein Herr Mannshoch in die Höhe hielt. Zuletzt endigte er das Schauspiel damit, daß er eine Hand voll Haber von der Trommel fraß während daß ein Knecht aus allen Kräften darauf schlug.

135.

Der Elephant.

Nach dem Sueton ließ der Kaiser Domitian zu einem Fest, das er den Römern geben wollte, einige Elephanten im Tanzen unterrichten. Man lehrte sie die schwersten Pas und Figuren. Von einem dieser Thiere, das einmal Schläge bekam, weil es seine Lektion nicht gut gelernt hatte, merkte man, daß es sich die folgende Nacht beim Mondschein geübt habe. (?)

136.

Die Spinne.

Herr von Pelisson, der in der Sache des unglücklichen Staatsministers von Fouquet unter dem Ludwig dem XIV. mit verwickelt war, wurde in die Bastille gesetzt. Er war daselbst von aller menschlichen Gesellschaft, bis auf die eines sehr einfältigen und mürrischen Biskayers, der weiter nichts zu thun und vorzunehmen wußte, als auf den Dudelsack zu blasen, ausgeschlossen. Pelisson empfand die schrecklichste Langeweile. Endlich ersann er folgendes Mittel dagegen. Eine Spinne hatte ihr Gewebe vor die Oeffnung, wodurch das Licht in seinen Behälter fiel, gezogen, und arbeitete noch daran. Diese Spinne, nahm sich Pelisson vor, zahm zu machen, und setzte in dieser Absicht gefangene Fliegen unten an dem Anfang der Oeffnung hin während daß sein Mitgefangener auf seinem Dudelsack spielte. Nach und nach gewöhnte sich die Spinne an den Ton dieses Instruments, so, daß sie, sobald sie ihn vernahm, von ihrem Gewebe herab nach dem Anfang der Oeffnung kam, und ihre

Beute, die Peliſſon dahin geſetzt hatte, abholte. Auf dieſe Art lockte er ſie täglich, und ſetzte die Fliegen ſich immer näher, wodurch es denn geſchah, daß die Spinne nach einigen Monaten ſo zahm wurde, daß ſie auf das erſte gegebene Zeichen mit dem Dudelſack, erſchien, bis auf den Boden des Gefängnißes nach ihrer Beute herabſank, und dieſelbe endlich ſogar aus den Händen des Gefangenen ſich abholte.

137.

Der Canarien=Vogel.

Eins der ſeltenſten Beiſpiele von Gelehrigkeit und dem Entwickelungsvermögen der Kunſttriebe bei Thieren, iſt folgendes. Ein alter Franzoſe hatte einen Canarienvogel abgerichtet, Worte, Namen, und Farben zuſammen zu ſuchen. Er befahl ihm, die Farben der Kleidung an dieſer oder jener Perſon in einer Geſellſchaft anzuzeigen. Der Vogel ſahe zuerſt die ihm angezeigte Perſon von Kopf bis zu Fuß genau an, ſuchte ſofort einzeln alle die Haupt= und Nebenfarben aus einer Schachtel, worinn ſich kleine Proben von ſeidenen Zeugen von allen Farben befanden, hervor, und legte ſie dann auf den Tiſch, der beſtimmten Perſon gegenüber. Aus einem Käſtchen voll Buchſtaben die einzeln auf Papier geſchrieben waren, ſetzte das Thier jeden ihm vorgelegten Namen zuſammen. Gab man ihm ein ſehr langes Wort auf, worinn ein und derſelbe Buchſtabe öfters vorkam, als dieſer ſich in ſeinem Alphabete fand, ſo nahm er aus dem erſten Theile des Worts, dieſen dorthin gelegten Buchſtaben heraus, und legte ihn nun da gegen das Ende hin, wo er und der Zuſchauer ihn beim weitern Leſen brauchte. Auf dieſe Weiſe rückte er zweimal ein N. aus ſeiner erſten Stelle, nach hinten hin, da man ihm den übermäſſig langen Namen, Konſtantinopolitanus aufgab.

138.

Der Hund als Bratenwender.

Man hat mehrere Beispiele davon, daß Hunde die Tage der Woche unterscheiden können. In der Nachbarschaft gewisser Städte giebt es welche, die sich an den Markttagen daselbst unausbleiblich einfinden, um irgend eine Beute zu machen. Diejenigen Hunde die zum Bratenwenden abgerichtet sind, wissen die Bratentage sehr gut von den übrigen zu unterscheiden, und man hat Mühe, sie an den letztern Tagen zum Bratenwenden zu bringen, gleichsam als wenn sie es alsdenn nicht für ihre Pflicht hielten. Folgender Fall trug sich einmal in dem Jesuitercollegium zu Fleche zu.

139.

Nachdem der Koch daselbst einmal seinen Braten vorbereitet hatte, so suchte er denjenigen Hund, welchen diesmal die Reihe zum Wenden traf, und wollte, da er ihn nicht finden konnte, einen andern nehmen, welcher sich eben in der Küche befand, allein der Hund widersetzte sich, biß den Koch ins Bein, und ergriff hierauf die Flucht. Der Koch war über dieses Betragen des Hundes ganz erstaunt, weil derselbe sonst sehr geduldig war, und ihn sehr lieb hatte. Die Wunde war tief, blutete sehr stark, und erforderte einen Verband. Während daß man sich hiemit beschäftigte, war der davongelaufene Hund in den Park gelaufen, und hatte den andern, welcher diesen Tag eigentlich den Braten wenden sollte, aufgesucht und trieb ihn vor sich her in die Küche, wo er sich sogleich ungeheißen in das Rad begab.

140.

Die Kaimans in Neuspanien lieben das Hundefleisch ganz besonders, und lauren unaufhörlich, um ihre Begierde zu befriedigen. Allein die Hunde wissen sich durch eine bewunderungswürdige List gegen die Gefahr zu sichern. Wenn sie über ein Gewässer setzen wollen, so fangen sie an einem Orte des Gestades zuvor an, zu

bellen, um alle Kaimans dahin zu ziehen, und gehen alsdenn nach einem andern Orte um durchzuschwimmen.

141.

Der listige Wolf.

Zu Signy-le-Petit, einem Flecken an der Grenze von Champagne, bemerkte ein Landmann durch die Hecke seines Hofes, daß ein Wolf um seinen Maulesel herumging, ihm aber nicht beikommen konnte, weil er beständig hinten aus schlug. Wie er die Unerschrockenheit seines Maulesels sah, blieb er ganz ruhig, und hoffte nun nicht mehr genöthiget zu seyn, ihn durch seine Leute in dem Gehölze hüten zu lassen, wie jeder aus Furcht vor den Wölfen im Lande zu thun gezwungen ist. Nachdem der Angriff und die Vertheidigung eine gute Viertelstunde gedauert hatte, sahe er den Wolf mit Heftigkeit nach einer nahen Pfütze hinlaufen, und sich zu wiederholtenmalen daselbst untertauchen. Nach der Beurtheilung des Beobachters that er dieß, um sich von seiner starken Ermüdung zu erholen, und da er nicht zweifelte, daß der Kampf zum Vortheil seines herzhaften Maulesels geendigt werden würde, so wünschte er diesem wegen seines Sieges schon im voraus Glück, als er den Wolf auf den Kampfplatz zurück kehren sah. Er war ganz naß, und näherte sich, soviel er konnte, dem Kopfe des Maulesels, schüttelte sich heftig, und sprützte ihm eine große Menge Wassers in die Augen, so daß er genöthiget war sie zu schließen. In diesem Augenblick stürzte er sich auf ihn, und erwürgte ihn.

142.

Die Hutschlange.

Diese Schlange hat ihren Namen von einer Haut am Kopfe, die sie, wenn sie gereizt wird, aufbläßt, und ihr beinahe das Ansehen giebt, als wenn sie einen runden Hut auf dem Kopfe habe. Sie ist eine der giftigsten, indem ihr Biß in wenig Minuten tödtet, wenn nicht gleich ein Gegenmittel gebraucht wird. Dennoch wissen die Indianer diese Schlangen so zu behandeln, daß sie sich nach ihrem Geheiß erheben, und nach dem Takte tanzen müssen. Sie ziehen mit diesen Thieren wie die Bärenführer umher, und lassen ihre Künste für Geld sehen. Die Schlange wird in einem verdeckten Gefäß erhalten, und wenn sie tanzen soll, lockt sie der Gaukler hervor, reicht ihr einen Tuchlappen oder dergleichen hin, wo sie etlichemal hineinbeißt, und sich ihres Giftes entledigt. Nun ist ihr Biß auf eine kurze Zeit unschädlich, er reizt sie also durch einen schwachen Stoß, daß sie sich aufrichten muß. Sobald dies geschieht, hält er ihr seine Faust vor, stimmt einen Gesang an, und bewegt die Faust taktweise vor ihr auf und ab, und nach allen Seiten hin. Das Thier sperrt den Rachen auf, die Zunge spielt vor dem zischenden Maule, und die funkelnden Augen sind auf die Faust gerichtet. Sie folgt mit dem Kopf und der Hälfte des Körpers den Bewegungen der Faust, und drehet sich also in einem Kreise von etlichen Spannen umher, dabei aber doch der Schwanz auf seinem Orte unbeweglich ruht. Dieser Tanz währt etwa eine halbe Viertelstunde, worauf der Gaukler den Gesang abbricht, und die Faust sinken läßt, worauf auch gleich das ermüdete Thier sich niederlegt, und gelassen in sein Gefängniß kriecht.

143.

Die Entdeckung eines Diebstahls durch einen Hund.

Daß die Erziehung über die Thiere viel vermag, und daß sie von der Natur Erkenntnißvermögen erhalten haben, beweiset folgende Thatsache, die vor einigen Jahren

auf dem Jahrmarkte von St. Germain zugetragen hat.

Ein Pachter wollte unter der Begleitung seines Hundes das Baurthal des Jahrmarkts sehen; man sagte ihm aber, daß sein Gefährte nicht mit hineingehen könne. Dem zu Folge bat er die Schildwache, ihn in Bewahrung zu nehmen, und versicherte ihr, daß das Thier nicht weglaufen würde. Der Pachter wird hereingelassen. Er sieht, er betrachtet, er bewundert alles, was die Kunst und der Geschmack in diesem bezauberten Pallaste Schönes vereinigt hat, der Anblick so vieler und für ihn ganz neuer Gegenstände setzt ihn außer sich. Er geht, er kommt wieder, er steht still, kehrt noch einmal zurück, und entreißt sich endlich diesem glänzendem Aufenthalte mit der größten Mühe. Er findet seinen Hund an der Thüre, wird aber auch in demselben Augenblicke gewahr, daß er seine Uhr nicht mehr hat. Ueber sein Unglück erstaunt, findet er Niemanden, dem er seine Noth klagen könne; er eröffnet sich endlich der Schildwache, und sagt, wenn der Dieb auf dem Jahrmarkt wäre, so zweifle er nicht, daß sein Hund denselben erkennen würde. Darauf bricht er in Lobeserhebungen über das Thier aus, und erzählt dessen Talente und Eigenschaften. Die Schildwache erlaubt ihm, einen Versuch zu machen. Er ruft seinen Hund, giebt ihm zu verstehen, daß er seine Uhr verloren habe, und befiehlt ihm sie zu suchen. Der Hund schießt darauf wie ein Pfeil davon, und läuft zur Rechten und zur Linken, in alle Zugänge zum Marktplaz. Es währt nicht lange, so sieht man ihn mit Bezeugungen von Freude, die mit Unruhe vermischt sind, zurückkehren, er macht ein leichtes Gebelle, zieht seinen Herrn beim Rock, läuft einige Schritte vorwärts, und kommt denn gleich wieder zurücke, um ihm gleichsam zu sagen, daß er ihm folgen möge. Sein Herr folgt ihm, und sein Hund bleibt vor einem sehr wohlgekleideten Manne, der aufmerksam nach allen Buden sich herumsieht, stehen. Man ruft das Thier, aber vergebens; es bleibt auf seinem Standort, und widersetzt sich dem Vorbeigehen blos dieser einzigen Person, die seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen scheint

Die Stöße und Drohungen derselben sind nicht vermögend es fortzubringen. Diese so außerordentliche Umstände werden der Schildwache berichtet, und diese macht sie einem Polizeibedienten kund. Man nimmt diesen Herrn, den der Hund nicht einen Augenblick verlassen hatte, in Verhaft, und bringt ihn, seiner Einreden, und des wichtigen Ansehens, das er sich zu geben weiß, ungeachtet, vor einen Commissair. Der Hund und sein Herr begleiten ihn dahin, und bleiben wohlbedächtig an der Thüre stehen. Inzwischen durchsucht man seine Taschen und findet acht Uhren und zwölf Dosen darin. Diese Sachen werden bei Seite gelegt; man läßt den Pachter herein kommen, dieser giebt von seiner Uhr eine genaue Beschreibung, und bittet den Commissair, seinen Hund noch einmal handeln zu lassen. Auf seine Bitte werden die Uhren in eine nahgelegene Kammer getragen. Darauf befiehlt unser Landmann seinem Hunde die seinige herzuholen. Er fliegt dahin, und bringt wirklich diejenige zurück, die bezeichnet worden war. Es ist nicht nöthig zu sagen, was aus dem Menschen wurde. Es zeigte sich zu deutlich, was er für ein Handwerk trieb.

144.

Der Kolkrabe.

In der Grafschaft Mannsfeld hielt man auf einem adeligen Hofe ein Kolkraben. Er war zahm, lief auf dem Hofe herum, und begab sich des Abends wieder in seinen Bauer. Er konnte allerlei sprechen, unter andern auch diese Worte: „Sage, wer bist du? Was er sprach, das sprach er sehr deutlich, stark und patetisch aus.

Als er nun einmal im Garten im hohen Grase herumspazierte, begegnete ihm der Hühnerhund. Sobald dieser die Bewegung im Grase merkte, schlich er herbei, und stand vor dem Raben, als wenn er ein Volk Hühner vor sich hätte. Der Rabe kehrte sich anfänglich nicht daran, sondern ging weiter. Der Hund rückte vorsichtig nach, wie er thut, wenn die Hühner laufen. Endlich

mochte es dem Raben ungelegen sein, einen solchen Spürer neben sich zu haben. Er kehrte sich kurz um, und redete den Hund an: „Sage, wer bist du?" Dieser gerieth dadurch in ein solches Schrecken, daß er plötzlich die Flucht nahm. Eine menschliche Sprache von einem Vogel, mochte eine sonderbare Empfindung in ihm hervorbringen.

145.

Von der Gelehrigkeit eines Eichhörnchens

wird folgendes Beispiel erzählt. Eine Dame in Rußland hatte eins, welches ihr gewöhnlich die Nüsse aufbiß, und ihr die Kerne mit seinen kleinen Pfoten überreichte. Sie hatte es abgerichtet, Geld zu zählen, und die Aufmerksamkeit dieses kleinen Thieres ging so weit, daß, wenn es ein Stück Geld auf der Erde liegen sah, es solches aufhob, und es seiner Gebieterin brachte. Sie ließ sich sogar von ihm kämmen und pudern. Und als etwas Außerordentliches wird noch angeführt, daß dieses Thier ungeachtet seiner natürlichen Lebhaftigkeit ganz stille lag und sich gar nicht rührte, sobald seine Gebieterin sich nicht wohl befand. In diesem Zustande hätte man es für ein eingeschlafenes Murmelthierchen ansehen können.

146.

Das Katzen-Concert.

Die Katze ist freilich ein sehr eigensinniges Thier, man kann sie aber doch zu verschiedenen Künsten erziehen. Vor einigen Jahren sah man zu Paris das sonderbare Schauspiel, daß besonders abgerichtete Katzen ein Koncert aufführten. Diese Thiere standen in abgetheilten Reihen, und hatten Noten vor sich; in der Mitte aber stand ein Affe, der den Takt schlug. Auf dieses regelmäßige Zeichen machten die Katzen ein Geschrei oder Gemauze, dessen Verschiedenheit Töne hervorbrachte, die vielmehr herbe als ernsthaft, und sehr lächerlich waren. Dieses Schauspiel wurde dem Publikum unter dem Namen concert miaulant angekündigt.

147.

Merkwürdige Handlungen von Affen.

Man findet auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine sehr große Menge Affen, die von denen in den übrigen Gegenden von Afrika nicht sehr verschieden sind. Da ihre Begierde zu den Früchten außerordentlich groß ist, so sprechen sie oft auf den Meyerhöfen und Gärten ein, sorgen aber dabei auf eine ganz bewundernswürdige Art für ihre Sicherheit. Indem eine Partey ihres Haufens einen Garten bestielt, so stellen die übrigen sich in eine Reihe bis in ihren Schlupfwinkel in den Gebirgen. So wie die ersten die Frucht abbrechen, bringen sie solche dem der an der Spitze der Linie steht, von diesem geht sie zu dem folgenden über, dieser reicht sie den andern hin, bis sie so von Hand zu Hand zu dem letzten kommt. Dies wird mit dem größten Stillschweigen ausgeführt. Wenn diejenigen, welche Wache halten, einige Gefahr entdecken, so fangen sie an zu schreien, und dieses dient dem ganzen Haufen zum Signal; darauf nehmen sie eilfertig die Flucht. Die Jungen steigen den Alten auf die Achseln, und ihr Rückzug ist ein sehr belustigendes Schauspiel. Man glaubt, daß die Nachläßigkeit ihrer Schildwachen nicht unbestraft bleibe; denn wenn einer von ihnen gefangen oder getödtet ist, so hört man, daß sie auf ihrem Rückzuge viel Lärmen machen, und man findet zuweilen verschiedene von ihnen auf dem Wege zerrissen. Die Europäer auf dem Vorgebirge geben sich zuweilen die Mühe, kleine Affen zahm zu machen; diese thun ihnen gute Dienste, und wachen für das Interesse ihrer Herren, mit eben so vieler Treue als unsre Hunde.

148.

Pater Labat erzählt in seinen Reisen nach den amerikanischen Inseln von einem Affen, den ein gewisser katholischer Priester mit Namen Kabassan auferzogen und sich so an sich gewöhnt habe, daß er ihn nirgends

verlassen habe. Dieser Mann fand sich in der Nothwendigkeit, seinen Affen einzuschließen, wenn er in die Kirche ging, denn er hatte keine Kette ihn anzubinden. Einst aber entwischte der Affe, lief nach der Kirche und versteckte sich über der Kanzel, und zeigte sich nicht eher, als bis sein Herr zu predigen anfing. Er setzte sich an den Rand der Kanzel nieder, beobachtete die Handlung des Priesters, und machte sie auf der Stelle in den possirlichsten Stellungen nach, so daß die ganze Gemeinde lachen mußte. Kabassan, der den Grund des Gelächters nicht wußte, verwieß dieses Betragen seinen Zuhörern mit Glimpf. Als er aber sahe, daß anstatt sich zu vermindern, dasselbe noch ausgelassener wurde, so gerieth er in einen heiligen Eifer, und hub an, auf den Mangel der Ehrfurcht zu schmälen, welche sie für Gottes Wort hätten. Diese ungewöhnlich heftigen Bewegungen des Priesters zogen eine Verstärkung der Geberden, und der Wendungen des Affen, so wie auch des Gelächters nach sich. Am Ende winkte ihm jemand, über seinen Kopf zu blicken, und zu sehen, was daselbst vorginge. Kaum hatte er die Gestalt seines Affen bemerkt, als er genöthigt wurde mit zu lachen, und da es nicht möglich war das Thier zu erhaschen, so hielt er es für rathsam in der Mitte seiner Rede abzubrechen, indem er sich so wenig im Stande befand, weiter fort zu fahren, als seine Gemeinde ihn anzuhören.

149.

Die Geyer in Afrika sind so kühn, daß sie durch die offene Fenster in die Häuser fliegen, und ihre Beute holen: den Negern auf der Goldküste reißen sie am hellen Tage auf den Märkten, Fische und andere Nahrungsmittel aus den Händen. Einmal wurde zu Cairo ein Geyer durch ein Fenster ein Stück Fleisch gewahr, welches man in einen Topf gesteckt hatte, er gieng darauf los, und holte es weg. Es befand sich in dem Zimmer ein Affe, der aber den Dieb nicht eher gewahr ward, als bis er mit seiner Beute davon flog. Die Furcht, der Gefräßigkeit beschuldigt zu werden, gab ihm ein sonderbares Mit-

tel ein, sich von diesem Verdachte zu befreien. Da er nicht zweifelte, daß der Geyer bald wieder kommen würde, kroch er in den Topf hinein, so daß der Hintere oben kam, und er sich leicht umdrehen konnte, den Geyer anzupacken, und sein nacktes, und von Haaren entblößtes Gefäß unfehlbar für ein Stück Fleisch ansehen würde. Es geschah was der Affe vorausgesehen hatte, der Geyer kam zum zweitenmale um zu rauben. Der Affe aber drehte sich geschwinde um, biß dem Geyer den Kopf ab, und steckte ihn in den Topf. Mittlerweile erschien der Herr des Hauses, und wunderte sich sehr, daß er statt seines Fleisches einen Geyer im Topfe fand; er fing an dem Affen zu drohen, dieser aber zog den Geyer aus dem Topfe kroch selbst hinein, und zeigte seinem Herrn alles wie er es gemacht hatte.

150.

Liſt der Wölfe.

Die Wölfe jagen mit vieler Geschicklichkeit, und werden unter sich über die zu gebrauchenden Maaßregeln einig. Es wurde jemand der über Feld ging, einen Wolf gewahr, der einer Heerde Schaafe aufzulauern schien. Er gab dem Hirten Nachricht davon, und rieth ihm, ihn durch seine Hunde verfolgen zu lassen. „Das werde ich wohl bleiben lassen," antwortete ihm der Hirt, „der Wolf den Ihr sehet, steht nur darum da, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu locken; es hat sich auf jener Seite ein anderer Wolf versteckt, der nur auf den Augenblick lauert, daß ich meine Hunde auf diesen losgehen lasse, um mir ein Schaaf wegzuholen. Der andere wollte gerne wissen, ob sich die Sache wirklich so verhielt, und machte sich anheischig, das Schaaf zu bezahlen. Es geschah was der Schäfer voraus gesehen hatte. Eine sowohl abgemessene Liſt, leget sie nicht sichtbarlich zu Tage, daß die beyden Wölfe einig darüber geworden waren, daß der eine sich zeigen, der andere aber sich verstecken wolle?

151.

Affenlisten.

Die Affen bedienen sich geschickter Mittel, die Austerschaalen zu zerbrechen, und die Austern zu verzehren. Auf der Insel Gorgania, neben der Küste von Peru, sagt Dampier, habe ich Affen gesehen, die Austern sammelten, wenn das Wasser niedrig war, die sie auf folgende Art öffneten. Sie legten nehmlich eine auf einen Stein, und mit einem andern Stein schlugen sie so lange darauf, bis die Schaale in Stücken brach, sodann verschluckten sie das Inwendige. Auch Buffon erzählt dieses.

152.

Das Gebirge von Siera-Leona in Afrika ist voll von einer Art Affen, bei welchen Barbot einen bei Thieren ganz besonderen Zug von Klugheit und Geschicklichkeit erzählt. Diese Affen, die man im Lande Borrys nennt, essen die Austern ausserordendlich gern. Um ihre Begierde zu befriedigen, nähern sie sich bei niedrigem Wasser dem Gestade zwischen den Klippen; wenn nun die Austern sich von der Sonnenhitze aufthun, legen sie einen kleinen Stein zwischen die Schaalen, daß sie sich nicht wieder schließen können, und verschlucken sie auf solche Art ganz leicht. Es trifft sich zuweilen, daß der Stein glitscht, und die Auster sich wieder zuschließt, allein das ist ein seltener Fall, weil die Affen eine ganz besondere Aufmerksamkeit darauf wenden, den Stein so zu legen, daß er nicht auf das erste Bestreben, womit dieses Schaalthier seines Feindes zu entgehen suchen könnte, heraus falle.

153.

Die Affen auf den philippinischen Inseln fangen die Seekrebse mit eben so vieler Geschicklichkeit, indem sie ihren Schwanz zwischen die Scheere legen, und sie denn auf einmal, wenn die Krebse kneipen, heraufziehen.

154.

Bienen.

In dem Jahr 1777 wurde aus Nantes gemeldet, daß ein vornehmes schon bejahrtes Frauenzimmer in der Nachbarschaft dieser Stadt ein Gut besäße, wo sie den Sommer zubrächte, und alsdenn sich wieder nach der Stadt zurückbegäbe. Diese Dame liebte die Bienen ausserordentlich, und hielt eine große Anzahl derselben auf ihrem Landgute. Sie fand ein besonderes Vergnügen in der Wartung dieser kleinen Insecten. In den letzten Tagen des Wonnemonats gedachten Jahres brachte man diese Dame krank nach Nantes, wo sie einige Tage darauf starb. Man bemerkte eine ungeheure Anzahl Bienen in dem Sterbehause, die sich auf den Sarg niederließen, und auf keine Weise wegzutreiben waren. Ein Freund der Verstorbenen wollte sich davon überzeugen, ob diese Bienen die Lieblinge derselben wären. Er begab sich in aller Eile nach dem Landgute, und fand die Stöcke leer.

155.

Ratten.

Joseph Purdew ein eben so wahrheitsliebender, als genauer und scharfsinniger Beobachter erzählt in einem seiner Briefe ein Beispiel von einer sonderbaren Zuneigung. Ich beschäftigte mich, sagte er, einsmalen in meinem Bette mit Lesen, und hörte auf einmal ein solches Geräusch, dergleichen die Ratten zwischen einer Doppelwand, die sie durchnagen wollten, zu machen pflegen. Das Geräusch ließ einige Minuten nach, fieng aber darauf wieder an; ich befand mich nur zwei Fuß von dem hölzernen Verschlage, und gab genau Achtung; es währte nicht lange, so kam eine Ratte aus einem Loche hervor, und sahe sich in aller Stille herum. Sie verschwand bald darauf wieder, und brachte in kurzer Zeit eine größere, und älter scheinende Ratte, die sie beim Ohr führte, heraus. Nachdem sie dieselbe an dem Loche zurückgelassen hatte, so lief sie mit einer andern noch jüngern Ratte, welche sich zu ihr gesellt hatte, auf dem Fußboden umher, sammelte die von der letzten Mahlzeit herabgefallenen Brocken

auf, und brachte sie dem an dem Loche zurückgebliebenen Thier. Ich beobachtete diesen Auftritt, welcher mich in Erstaunen setzte, immer aufmerksamer, und wurde gewahr, daß die Ratte, welcher die andern beiden Speise zutrugen, blind war, und das ihr zugebrachte blos durchs Gefühl fand. Ich zweifelte nicht weiter, daß sie die Mutter derselben sey, und bewunderte die Weisheit der Natur, welche auch in die Thiere eine besondere dankbare Zärtlichkeit, und gleichsam eine ihren Kräften angemessene Tugend gelegt hat, und lernte von diesen verabscheueten Thieren, was ich selten von Menschen gelernt habe. Es trat jemand ins Zimmer, die beiden jungen Ratten schrieen, um die ältere wegen der bevorstehenden Gefahr zu warnen, und ungeachtet ihrer Angst wollten sie sich doch nicht eher retten, bis die alte in Sicherheit wäre. Sie begleiteten die alte, und suchten sie gleichsam zu decken.

156.

Der Wolf Melac.

Auf dem Herz. Würtembergischen Schloß zu Ludwigsburg befindet sich unter andern Gemälden von schönen Pferden und Hunden, auch eines von einem schwarzen Wolfe, der der Aufmerksamkeit der Naturforscher werth ist. Er hieß Melac, dieser begleitete den Herzog überall, und schlief vor seinem Bette. Er folgte ihm auch einmal in einer Campagne am Rhein, da aber der Feldzug zu lange in dem Herbst dauerte, fand man den Wolf an einem schönen Tage vor der Stubenthür des Herzogs zu Ludwigsburg, ohne daß man ausfindig machen konnte, wie er über den Rhein gekommen. Im Jahre 1711 folgte er seinem Herrn zur Kaiser-Krönung nach Frankfurt, wo ihm aber das häufige Abfeuren der Artillerie nicht anstand, er machte sich also heimlich fort, und kam glücklich nach Ludwigsburg. Er blieb seinem Herrn getreu bis in den Tod. Andere Leute aber durften ihm nicht trauen, unter andern riß er einmal einem Officier, ehe sich derselbe dessen versah, und ohne daß dieser ihm etwas gethan hatte, ein Stück aus der Backe.

156.

Dieses Einverständniß und die Beherzigung des gemeinschaftlichen Interesses zwischen den Wölfen wurde auch von alten Naturforschern schon bemerkt. Wenn ein Ochse, sagt Aelian, das Unglück hat, in einen Morast zu fallen, so setzen die Wölfe ihn durch ihr Heulen und ihre schnelle Bewegungen in Schrecken, und machen ihn scheu, um ihn zu verhindern, nicht wieder ans Land zu kommen. Das Thier mag sich nach einer Seite drehen, nach welcher es will, so widersetzen sie sich seinem Durchkommen, und es muß endlich mitten im Wasser umkommen. Wie machen sie es aber nun, um ihn herauszuziehen? Einer der Stärksten von der Schaar wirft sich schwimmend hinein, und greift den Ochsen mit den Zähnen beim Schwanze an.

157.

Der Rattenkönig.

Auszug aus Dr. J. J. Bellermans Schrift. Berlin 1820.

Im Jahr 1772 lebte ich in Erfurt, und war an einem Sontage, früh vor acht Uhr, auf dem Wege nach der Barfüßer-Kirche, als mir ein Freund begegnete und erzählte, es läge ein Klumpen zusammengewachsener Ratten auf der Straße in der Schlössergasse, bei der Jesuiten-, jetzt Lorenzkirche. Ich eilte sogleich dahin, und fand in der Nähe der gedachten Kirche, zur Seite des dortigen Brunnens, einen Schutthaufen und auf demselben ein Bündel zusammenhängender todter Ratten. Ich war damals bald achtzehn Jahre alt, und bemerkte Folgendes: Es waren deren eilf, wie ich sie einigemal zählte, von der gewöhnlichen Art der Hausratten, schwärzlich-aschenfarbig, vollkommen ausgewachsen. Die Schwänze waren in einander dicht verschlungen, und zusammengewachsen. Sie glichen einem Knauel von der Größe einer starken Mannsfaust, einem Knauel von Stricken, von der Stärke thönerner Pfeifenröhrchen. Die Ver-

schlingung der Schwänze fing etwa einen Zoll von den Leibern an. Der Schwanz-Wulst ragte etwas über die Ratten empor. Einige der Mitanwesenden legten den Thierklumpen in Ordnung. Der Knauel war der Mittelpunkt, und die eilf Ratten bildeten eben so viel Strahlen oder Radspeichen, an deren äußersten Enden sich die Köpfe befanden. Die ganze Kreisfläche hatte wohl an $1\frac{1}{2}$ Rheinl. Fuß im Durchmesser. Unter mehreren herbeikommenden Zuschauern ergriffen zwei junge Leute zwei entgegenliegende Ratten, und zogen mit Gewalt daran; die eine riß nahe am Leibe ab, und der Schwanz blieb im Knauel zurück. Bei dem Drehen und Wenden dieser Rattenfamilie sah ich deutlich, daß auf dem oberen Theile des Schwanzknauels die Schwänze wie verschlungene Stricke über und untereinander sich durchzogen, auf dem untern aber mehr wie zu einem Kloß gebildet, und in einander verwachsen waren, an welchem ich deutlich nur Erhöhungen wie Näthe oder Leisten gewahr wurde. Während mehrere Knaben, die ab- und zukamen, mit dieser Ratten-Rotte ihren Scherz trieben, und das Untrennbare hin und herzerrten, sahen es alle Vorübergehenden; einige nannten es ein Monstrum. Wenn ich an jenen Auftritt denke, sehe ich noch Alles im Geiste, einen so tiefen Eindruck hat es hinterlassen. Nachdem ich eine Zeitlang dabei verweilet, und das Angeführte genau beobachtet, ging ich in die Barfüßer-Kirche, wo ich das Ereigniß einem Bekannten erzählte. Nach Beendigung der Kirche, nach zehn Uhr, eilte ich wieder mit demselben dahin, um es ihm zu zeigen und nochmals zu besehen. Allein es fand sich nicht mehr daselbst, doch traf ich noch einige Personen bei dem Schutthaufen, welche erzählten, daß der Doktor Alix das Wunderthier in ein Tuch gebunden und weggetragen habe.

Nachher erfuhr ich, Doktor Alix habe den etwas zerrissenen Thierklumpen in einem großen, breiten, irdenen Topfe im Ofen austrocknen wollen, welches aber verunglückt, und dadurch das Ganze zerstört worden sey.

Die Geschichte, wie dieser Rattenkönig auf den Schutthaufen gekommen, ist folgende:

In der Schlössergasse, zur Seite des damaligen Jesuitenklosters, gegenüber der Jesuiten- oder Lorenzkirche, stand ein altes Haus, welches man als Getreidespeicher gebrauchte. Das Gebäude war so baufällig geworden, daß es eingerissen und abgetragen werden mußte. Als nun die Zimmerleute die Bodenbretter aufheben, springen viele Ratten hervor; die Arbeiter sahen in dem einen leeren, etwas engen Zwischenraume der obern und untern Bretter, welche an die wasserrecht liegenden Balkensparren von beiden Seiten befestigt waren, diese Rattengesellschaft lebendig. Da sie, ihrer Natur nach, nicht wie die andern Ratten fortlaufen konnten, schlugen sie sie todt. Sie ahneten nicht, was für eine Seltenheit sie getödtet.

(Durch eine Art Mißgeburt oder einer Krankheit dieser Thiere möchten sich diese Merkwürdigkeiten wohl am leichtesten erklären lassen.)

„Ich Endesgesetzte attestire hiemit, daß ich von folgendem Vorfall bestimmt Nachricht geben kann. Im „Jahr 1772 wurde ein altes Gebäude in meiner Nachbarschaft abgerissen, welches, so viel ich mich erinnere, zu dem aufgehobenen Jesuiten-Collegium „gehörte. In dem Bauschutt fanden die Arbeitsleute „eine große Anzahl Ratten, die dicht mit ihren Schwänzen unter einander verbunden und verflochten waren, „so daß sie sich nicht trennen ließen. Die Zahl der „Ratten soll eilf gewesen seyn, so viel erinnere ich „mich gehört zu haben; denn obgleich ich diesen Rattenkönig selbst gesehen habe, da er von dem Doktor „Markard und Doktor Alix in mein Haus gebracht „wurde, so habe ich doch die Anzahl der Ratten nicht „gezählt.

Erfurt, den 1. Julius, 1818.

(L. S.)

M. D. verwittwete Planer.

„Auf ersuchen des Herrn Direktor Bellermann in „Berlin, kann ich wegen der Frage: ob es wirklich „jemals sogenannte Rattenkönige gegeben habe, in „Wahrheit Folgendes hierüber sagen, daß ich selbst „einen solchen allhier, in der Schlössergasse auf dem „Schutthaufen bei dem Brunnen der Lorenzkirche todt „gesehen habe, welcher nach meiner Schätzung unge„fähr aus sieben bis acht mit den Schwänzen zusam„menhängenden Ratten bestand, und von einer Manns„person, ich glaube von dem damaligen Chirurgo „Doktor Alix, in das Schnupftuch zusammengepackt, „und fortgetragen wurde. Was weiter daraus gewor„den ist, kann ich nicht sagen. Ich bezeuge nur das„jenige, was ich gesehen habe ehemals, denn es ist „schon lange her, und früher als 40 Jahre geschehen.

Erfurt, den 1. Julius 1818.

J. Fr. Liebetrau,
Rektor der Kaufmanns-Knabenschule.

Graußen, den 24. Fbr. 1819.

„Sie haben Recht; es war 1772, als der sogenannte „Rattenkönig in dem sonstigen Stotterheimer Gebäude „gefunden wurde. Da dieses Gebäude der Trams„dorf'schen Apotheke gegenüber lag, in welcher ich zu „der Zeit konditionirte, so erhielt ich durch den ent„standenen Lärm bald Nachricht davon. Ich gieng so„gleich hinüber, um das Wunderthier zu sehen, und „fand zwölf Stück ausgewachsene Ratten, mit den „Schwänzen, etwa einen halben Zoll von den Hinter„theilen an, ganz verwickelt durchflochten. Ich hielt „dieß anfänglich für Betrug, und nahm die 12 Stück „todte Ratten in einem Eimer mit in die Trams„dorf'sche Apotheke, wo ich, der sel. Prof. Trams„dorf und mehrere Andere uns bemüheten, die Schwän„ze zu entwickeln; allein alle Bemühungen und alle „Versuche durch Hin- und Herlegen der Ratten waren „vergeblich. Ich suchte nun selbige mit Gewalt zu „trennen, indem ich eine Ratte fest faßte und stark „zog. Da rieß sie nahe am Hintertheile ab, und bei „der fortgesetzten Untersuchung zeigte es sich deutlich,

„daß die Schwänze wirklich verwachsen waren. Gern, „sehr gern hätte ich die ganze Gesellschaft in Spiritus „aufbewahrt, allein die damalige außerordentliche Theu„rung des Roggens machte auch den Spiritus zu theuer, „daß es meine damaligen Kräfte überstieg. Nachdem „ich nun diese Wunderthiere mehrere Tage aufbewahrt, „und viele Menschen sie gesehen hatten, fiengen sie an „zu stinken, und ich warf sie daher auf den Schutt„haufen, — wo sie selbige gesehen — damit sie mit „dem Schutt weggefahren würden. Das wäre das, „was ich mit Wahrheit Ihnen über die Geschichte die„ses sogenannten Rattenkönigs sagen kann, und wün„sche, daß dieses zu Ihrem Vergnügen, und zur Be„richtigung der Sache selbst etwas beitragen mag."

„Ein ähnliches Geschöpf, wo aber nur neun Stück „verwickelt sind, ist in Sonderhausen in der fürstlichen „Naturalien-Kammer bis jetzt in Spiritus aufbewahrt „zu sehen."

Bei F. H. Köhler in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wegweiser
durch die
Rheingegenden
von
Mainz bis Cöln.

Niedliches Taschenformat. 366 Seiten auf feinem Druckpapier. Mit schöner Rheinkarte. Elegant cartonnirt. 1 fl. 30 kr. oder 22 ggr.

Dieser neueste, ausschließlich für den Gebrauch Reisender abgefaßte Wegweiser erschöpft bis auf die neueste Zeit Alles, was in diesen herrlichen Gegenden das Interesse in Anspruch nehmen kann. Bei jedem Ort ist die vollständige Geschichte vorausgeschickt, sodann folgt die Beschreibung der Sehenswürdigkeiten, der Zustand des Handels und der Gewerbe, die Umgegend, die Gasthöfe, die Reisegelegenheiten u. s. w. — Vorzügliche Aufmerksamkeit ist den zahlreichen Burgruinen gewidmet, deren Geschichten und Sagen den besten historischen Quellen entnommen sind. Dadurch gewährt die Lektüre des Buches eine anziehende Unterhaltung, so wie es überhaupt keineswegs eine bloße trockene Aufzählung von Gegenständen enthält, sondern alle an den Faden einer Reisebeschreibung angereiht sind.

Ohne Anmaßung darf wohl versichert werden, daß bisher den Reisenden noch nie eine so vollständig und zweckmäßig eingerichtete Rheinreise für einen so billigen Preis geboten wurde. Bei Vergleichung mit ähnlichen Werken wird Jeder diesem Wegweiser den Vorzug geben.

Durch die große Sorgfalt, die namentlich der Geschichte und Beschreibung von Mainz, Coblenz, Bonn, Cöln, gewidmet wurde, wird dies Werk auch vielen Bewohnern genannter Städte, wie der Rheingegenden überhaupt, eine werthvolle Gabe seyn, so wie auch die beigefügten Tabellen: vollständige Reihenfolgen der Kurfürsten von Mainz, Trier und Cöln, eine schätzenswerthe Zugabe sind.

Bericht
über die Bibliothek des Frohsinns.

Der Plan dieser Bibliothek ist eine in bestimmte Rubriken geordnete Sammlung humoristischer Stoffe aller Art zu liefern, die nach und nach das ganze Gebiet des Scherzes und Witzes umfassen soll. — Bisher sind folgende Abtheilungen daraus erschienen:

I. Anekdoten von Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen. 18 Bändchen. Enthaltend 52 Anekdoten von Napoleon. 45 von Friedrich II. 9 von Peter dem Großen. 27 von Suworoff. 16 von Joseph II. und Pius VI. 21 vermischte historische.

II. Anekdoten von Gelehrten und Curiositäten der Literatur. 1s Bändchen enthält 259 Anekdoten, sowie einen Auszug aus Flögel's Geschichte der komischen Literatur.

III. Anekdoten scherzhaften Inhaltes. 3 Bde. Enthaltend über 900 Nummern in bester Auswahl, wie sie der Titel bezeichnet. — Diese Abtheilung bildet eine unerschöpfliche Quelle der angenehmsten Unterhaltung, und eignet sich besonders zum Erzählen in fröhlichen Cirkeln.

IV. Deutsches Volksthum im Mittelalter. 1s Bdchen. Enthält die hervorstechendsten Sitten und Gebräuche dieses Zeitraums.

V. Epigramme und Satyren, Sinngedichte und poetische Scherze aller Art. Diese Sammlung enthält 465 der witzigsten Epigramme unserer besten Dichter.

VI. A. Komische Briefe und Zeitungsanzeigen. 1r. Band.

VI. B. Humoristische Perlenschnur. Chrestomathie der gelungensten Stellen, aus den besten humoristischen Schriften. 1s Bändchen mit einem Titelkupfer.

VII. Curiositäten. 1s Bändchen; merkwürdige Menschen.

Jedes Bändchen ist einzeln für den Subscriptions-Preis von 24 kr. rh. oder 6 gr. sächs. in allen Buchhandlungen zu haben. Monatlich erscheint ein neues Bändchen.

Stuttgart, im Oktober 1836.

F. H. Köhler.

LIBRARY
MAR 26 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Curiositäten

Gallerie

auffallender Erscheinunge

aus dem Gebiete

der

Natur und Kunst.

Erstes Bändchen.

Stuttgart 1837.
Franz Heinrich Köhler.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
1338
C8
Bd.1

Curiositaten

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 03 03 02 002 0